



Leseprobe

Nora Roberts

Der weite Himmel
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 624

Erscheinungstermin: 09. Mai 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Nora Roberts
Der weite Himmel

Nora Roberts

Der weite Himmel

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Nina Bader

DIANA

Für die Familie

*Die Welt sich unaufhörlich dreht
Vom Hauch der Ewigkeit umweht
Darüber strahlend unbewegt
Der weite Himmel sich erhebt
Des Menschen Herz zerreißt das Band
Das fest verbindet Meer und Land
Des Menschen Geist den Himmel teilt
Bis Gottes Antlitz ihm erscheint
Doch was der Mensch im Wahn getrennt
Mit Macht nun zueinander drängt
Und er, der endlos uns erscheint
Der Himmel ist's, der alles eint.*

EDNA ST. VINCENT MILLAY

Erster Teil
Herbst

Ein schönes, todgeweihtes Jahr

A. E. HOUSMAN

KAPITEL 1

Jack Mercys Tod änderte nichts an der Tatsache, dass er ein elender Hundesohn war. Die eine Woche, die er nun friedlich im Sarg lag, wog die achtundsechzig Jahre eines Lebens voller Niedertracht bei Weitem nicht auf, und viele der Menschen, die an seinem Grab zusammengekommen waren, hätten ihrem Herzen nur zu gerne Luft gemacht.

Begräbnis hin, Begräbnis her, Bethanne Mosebly flüsterte ihrem Mann ebenjene unfreundlichen Äußerungen ins Ohr, während sie im hohen Gras des Friedhofes standen. Nur ihre Zuneigung zu der jungen Willa hatte sie überhaupt hierhergeführt, und auch diese Bemerkung war während der gesamten Fahrt von Ennis bis zum Friedhof wieder und wieder gefallen.

Bob Mosebly, der das Geschnatter seiner Frau seit nunmehr sechsundvierzig Jahren ertrug, gab einen unverbindlichen Laut von sich und blendete dann ihre Stimme sowie die eintönige Rede des Pfarrers einfach aus. Nicht dass Bob freundliche Erinnerungen an Jack hegte. Er hatte den alten Bastard gehasst – wie fast jede lebende Seele im Staate Montana.

Inzwischen hatte sich in jenem idyllischen Eckchen der Mercy Ranch, die im Schatten der Big Belt Mountains nahe dem Ufer des Missouri lag, eine beachtliche Menschenmenge eingefunden, die sich hauptsächlich aus Ranchern, Cowboys, Kaufleuten und Politikern der Umgebung zusammensetzte. Hier, wo das Vieh friedlich auf den Hügeln graste und Pferde über die sonnigen Weiden galoppierten, lagen Generationen von Mercys unter dem sacht im Winde wehenden Gras begraben.

Jack war der letzte. Er selbst hatte den Sarg aus schimmerndem Kastanienholz bestellt, der eigens für ihn angefertigt und mit den ineinander verschlungenen goldenen Ms, dem Zeichen der Mercy Ranch, versehen worden war. Nun schlummerte er, bekleidet mit seinen besten Schlangenlederstiefeln und seinem uralten Lieblingsstetson, seinen Ochsenziemer zwischen den gefalteten Händen, für immer in der mit weißem Satin ausgeschlagenen Kiste.

Jack hatte stets erklärt, er wolle so abtreten, wie er gelebt hatte: in großem Stil.

Man erzählte sich, dass Willa bereits, den Instruktionen ihres Vaters Folge leistend, einen Grabstein bestellt hatte. Aus weißem Marmor sollte er sein – keinen gewöhnlichen Granitstein für Jackson Mercy, o nein –, und die Inschrift, die darin eingemeißelt werden sollte, hatte er auch bestimmt.

Hier ruht Jack Mercy

Er lebte, wie es ihm gefiel, und so starb er auch

Wem das nicht passt, der soll zum Teufel gehen

Sobald die Erde sich gesenkt hatte, würde der Stein aufgestellt werden und sich zu all den anderen gesellen, die verstreut auf dem steinigen Land standen. Alle Mercys lagen hier, angefangen bei Jacks Urgroßvater Jebidiah Mercy, der die Berge durchstreift und sich schließlich auf diesem Fleckchen Erde niedergelassen hatte, bis hin zu Jacks dritter Frau – der einzigen, die gestorben war, ehe er sich von ihr scheiden lassen konnte.

War es nicht eine Laune des Schicksals, grübelte Bob, dass ihm jede seiner Frauen eine Tochter geschenkt hatte, obwohl er sich doch nichts sehnlicher wünschte als einen Sohn? Vielleicht hatte Gott auf diese Weise einen Mann gestraft, der in jeder Hinsicht über Leichen ging, um das zu bekommen, was er wollte.

Bob konnte sich an jede von Jacks Frauen noch gut erinnern,

obwohl keine lange geblieben war. Bildhübsch waren sie gewesen, alle drei, und auch die Töchter konnte man nicht gerade als hässlich bezeichnen. Bethanne hatte die Telefonleitungen zum Glühen gebracht, als bekannt geworden war, dass Mercys beide älteren Töchter zu seiner Beerdigung erscheinen würden. Keine hatte je zuvor einen Fuß auf Mercy-Land gesetzt. Sie wären auch nicht willkommen gewesen.

Nur Willa war geblieben. Mercy hatte kaum etwas dagegen unternehmen können, da ihre Mutter gestorben war, als sie noch in den Windeln lag. Da er keine Freunde oder Verwandten besaß, denen er das Kind hätte aufbürden können, wurde das Baby der Obhut seiner Haushälterin anvertraut, und Bess hatte das Mädchen großgezogen, so gut sie konnte.

Jede der drei Frauen hatte etwas von Jack, stellte Bob fest, während er sie unter der Kreppe seines Hutes hervor betrachtete. Das dunkle Haar, das energische Kinn. Man sah sofort, dass es sich um Schwestern handelte, obwohl die drei sich noch nie begegnet waren. Mit der Zeit würde sich herausstellen, ob sie miteinander auskamen, und mit der Zeit würde sich auch zeigen, ob Willa genug von Jack Mercy in sich hatte, um eine fünfundzwanzigtausend Morgen umfassende Ranch zu leiten.

Auch Willa dachte an die Ranch und an die Arbeit, die vor ihr lag. Es war ein herrlicher klarer Morgen, und die Natur prunkte mit leuchtenden Farben, deren Intensität für die Augen fast schmerzhaft war. Die Berge und das Tal mochten zwar schon ihr Herbstgewand angelegt haben, doch der heiße, trockene Chinookwind war noch einmal zurückgekehrt. An diesem Tag Anfang Oktober war es warm genug, um in Hemdsärmeln herumzulaufen, doch das konnte sich morgen schon ändern. In den höheren Lagen hatte es bereits geschneit, Willa konnte die mit Schnee bedeckten Gipfel und Wälder sehen. Das Vieh musste zusammengetrieben, die Zäune überprüft, repariert und wieder überprüft werden. Auch die Wintersaat war fällig.

Das war nun ihre Aufgabe. Alles lag in ihren Händen. Jack Mercy war nicht länger Herr über die Mercy Ranch, sondern sie.

Sie hörte zu, als der Priester von immerwährendem Leben, Vergebung aller Sünden und Aufnahme in die himmlischen Gefilde sprach, und dachte, dass sich ihr Vater einen Dreck um seine mögliche Einkehr in den Himmel geschert hätte. Zeit seines Lebens hatte er sich nur in seinem eigenen Heim wohlfühlt. Montana war seine Heimat gewesen, dieses weite Land der Berge und der Weiden, der Adler und der Wölfe.

Ihr Vater wäre im Himmel genauso unglücklich wie in der Hölle.

Willas Gesicht zeigte keine Regung, als der protzige Sarg in die frisch ausgehobene Grube hinabgelassen wurde. Sie hatte eine zart goldfarbene Haut, die sie zum einen der Sonne, zum anderen dem indianischen Blut, Erbteil ihrer Mutter, verdankte. Ihre Augen, fast ebenso schwarz wie ihr Haar, das sie für das Begräbnis hastig zu einem unordentlichen Zopf geflochten hatte, waren unverwandt auf die letzte Ruhestätte ihres Vaters gerichtet. Sie trug keinen Hut, sodass die Sonne ihre Augen aufleuchten ließ. Doch sie vergoss keine Träne.

Willa hatte stolze Gesichtszüge, hohe Wangenknochen, einen breiten, ein wenig hochmütigen Mund und dunkle, exotische Augen mit schweren Lidern und dichten Wimpern. Im Alter von acht Jahren war sie von einem bockenden Mustang gestürzt und hatte sich dabei die Nase gebrochen, die seither leicht nach links zeigte. Willa tröstete sich damit, dass die kleine Entstellung ihrem Gesicht Charakter verlieh. Charakter bedeutete Willa Mercy sehr viel mehr als bloße Schönheit. Männer respektierten schöne Frauen nicht, so viel wusste sie. Sie benutzten sie nur.

Regungslos stand sie da, während sich einzelne Strähnen aus ihrem Zopf lösten und im Wind tanzten; eine Frau von durchschnittlicher Größe, schlank und geschmeidig gebaut,

in einem schlecht sitzenden schwarzen Kleid und hochhackigen schwarzen Schuhen, die bis zu diesem Morgen ihren Karton noch nie verlassen hatten. Eine Frau von vierundzwanzig Jahren, deren Gedanken um ihre Arbeit kreisten und die einen brennenden Schmerz mit sich herumtrug.

Sie hatte Jack Mercy trotz all seiner Fehler geliebt. Und sie hatte kein einziges Wort für die beiden fremden Frauen gefunden, in deren Adern dasselbe Blut floss und die gekommen waren, um ihrem Vater das letzte Geleit zu geben.

Flüchtig wanderte ihr Blick zum Grab von Mary Wolfchild Mercy und verharrte dort einen Augenblick. Die Mutter, an die sie sich nicht mehr erinnern konnte, lag unter einem sanften, mit Wildblumen bepflanzten Hügel begraben. Die Blüten schimmerten im Licht der Herbstsonne wie bunte Edelsteine. Adams Werk, dachte sie, hob den Blick und sah ihrem Halbbruder in die Augen. Er wusste besser als jeder andere, dass sie den Tränen, die tief in ihr aufstiegen, niemals freien Lauf lassen konnte.

Als Adam ihre Hand ergriff, schlossen sich ihre Finger um die seinen. Er war jetzt alles an Familie, was ihr noch blieb.

»Er hat sein Leben in vollen Zügen genossen«, murmelte Adam. Seine Stimme klang weich und beruhigend. Wären sie allein gewesen, hätte Willa sich zu ihm umdrehen, ihren Kopf an seiner Schulter bergen und dort Trost finden können.

»Ja, das hat er. Und nun ist es vorüber.«

Adam schaute zu den beiden Frauen, Jack Mercys anderen beiden Töchtern, hinüber und dachte, dass etwas anderes gerade erst begann. »Du musst mit ihnen sprechen, Willa.«

»Sie schlafen unter meinem Dach, essen an meinem Tisch.« Absichtlich blickte Willa wieder auf das Grab ihres Vaters. »Das ist genug.«

»Sie sind deine Blutsverwandten.«

»Nein, Adam, du bist mein Blutsverwandter. Sie bedeuten mir nichts.« Willa wandte sich von ihm ab und sammelte Kraft, um die Beileidsbezeugungen entgegenzunehmen.

Gab es in einer Familie einen Todesfall, so brachten die Nachbarn Lebensmittel und Kuchen vorbei. Diese tief verwurzelte Tradition ließ sich nicht unterbinden. Auch hatte Willa Bess nicht daran hindern können, für drei Tage im Voraus zu kochen, um für das gerüstet zu sein, was die Haushälterin ein Trauermahl nannte. Und das war in Willas Augen eine lächerliche Farce. Nicht die Trauer hatte die Leute zu ihnen getrieben, sondern schiere Neugier. Viele von ihnen, die jetzt im Haupthaus versammelt waren, waren nicht zum ersten Mal da. Jack Mercys Tod verschaffte ihnen wiederum Einlass, und sie nutzten diese Gelegenheit nach Kräften aus.

Das Haupthaus war eine echte Sehenswürdigkeit, ganz im Stile Jack Mercys. Wo vor mehr als hundert Jahren eine Blockhütte mit Lehm Boden gestanden hatte, erhob sich nun ein mehrstöckiges, weitläufiges Gebäude aus Stein, Holz und Glas. Teppiche aus aller Herren Länder bedeckten die schimmernden Fußböden aus Kiefernholz und glänzenden Fliesen. Jack Mercy hatte mit Begeisterung die unterschiedlichsten Dinge gesammelt. Nachdem er die Mercy Ranch übernommen hatte, verbrachte er fünf Jahre damit, das, was einst ein gemütliches Heim gewesen war, in seinen ganz persönlichen Palast zu verwandeln.

Ist man reich, dann muss man auch einen entsprechenden Lebensstandard pflegen, so lautete seine ständige Redensart. Und er richtete sich auch danach. Er hatte Gemälde und Skulpturen gesammelt und weitere Räume anbauen lassen, um seine Kunstgegenstände auch ausstellen zu können. Die Eingangshalle war mit saphirblauen und rubinroten Fliesen ausgelegt worden, in denen sich das Emblem der Mercy Ranch ständig wiederholte. Die Treppe zum zweiten Stock bestand aus poliertem, wie Glas schimmerndem Eichenholz, den Geländerpfosten bildete ein geschnitzter Wolf, der mitten im Geheul erstarrt zu sein schien.

Hier hatte sich ein Großteil der Gäste versammelt. Viele bestaunten die Figur mit großen Augen, wobei sie reichlich

gefüllte Teller in den Händen balancierten. Andere drängelten sich in dem riesigen Wohnzimmer, wo eine große halbkreisförmige Couchgarnitur aus weichem cremefarbenem Leder stand. Über dem aus glattem Flussgestein gefertigten Kamin, der eine ganze Wand einnahm, hing ein lebensgroßes Porträt von Jack Mercy auf einem schwarzen Hengst. Sein Kopf war leicht zur Seite geneigt, und in einer Hand hielt er seinen Ochsenziemer. Vielen kam es so vor, als würden diese harten blauen Augen sie dafür verurteilen, dass sie in seinem Haus saßen und mit seinem Whiskey auf seinen Tod anstießen.

Für Lily Mercy, die zweite Tochter von Jack Mercy, die er kurz nach ihrer Geburt verstoßen hatte, bedeutete diese Versammlung die reinste Qual. Das Haus, die vielen Menschen, der Lärm. Das Zimmer, das sie seit ihrer Ankunft bewohnte, war so hübsch. Und so ruhig, dachte sie nun und rückte unauffällig näher an das Geländer der Seitenveranda heran. Das reizende Bett, der goldene Holzfußboden, die Seidentapete.

Die Einsamkeit.

Danach sehnte sie sich mit jeder Faser ihres Herzens, als sie zu den Bergen hinüberschaute. Wie beeindruckend, so mächtig, so rau. Nicht zu vergleichen mit den unbedeutenden kleinen Hügeln ihrer Heimat Virginia. Und dann der endlose tiefblaue Himmel, der sich über die riesigen Landflächen erstreckte. Sie hätte es nicht für möglich gehalten, dass eine solche Landschaft überhaupt existierte. Sie war entzückt von der Weite und dem Wind, der fast unaufhörlich wehte. Und dann diese Farben! Gold- und Rosttöne, Scharlachrot und Bronze. Sowohl die Berge als auch die Täler waren in ein Meer von herbstlichen Farben getaucht.

Bereits jetzt schon liebte sie die kraftvolle Schönheit des Tales, in dem die Ranch lag. Von ihrem Fenster aus hatte sie an diesem Morgen Hochwild beobachtet, das an dem silbern im Morgenlicht glänzenden Fluss trank. Sie hatte Pferdewieher gehört, Männerstimmen, das Krähen eines Hahnes

und einen Schrei, bei dem es sich eventuell – hoffentlich – um den eines Adlers gehandelt haben könnte.

Sie fragte sich, ob sie wohl – sollte sie tatsächlich den Mut aufbringen, durch die Wälder des Vorgebirges zu wandern – die Elche, Wapitis und Füchse zu Gesicht bekommen würde, über die sie auf ihrem Flug nach Westen so begierig gelesen hatte.

Sie hoffte, dass man ihr gestatten würde, noch einen weiteren Tag hierzubleiben – doch wo sollte sie hingehen, was sollte sie tun, wenn man sie aufforderte, die Ranch zu verlassen?

In den Osten konnte sie vorerst nicht zurückkehren. Unsicher betastete sie den sich grüngelb verfärbenden Bluterguss, den sie durch Make-up und eine Sonnenbrille zu verdecken suchte. Jesse hatte sie gefunden. Sie war so vorsichtig gewesen, und doch hatte er sie gefunden, und die gerichtliche Verfügung hatte ihn nicht davon abgehalten, seine Fäuste an ihr zu erproben. Nichts konnte ihn davon abhalten. Die Scheidung hatte ihn nicht zur Vernunft gebracht, und auch das dauernde Umziehen und Weglaufen hatte nichts gefruchtet.

Aber vielleicht konnte sie hier, Tausende von Meilen von ihm entfernt, in einem so riesigen Land wie diesem, endlich wieder von vorne anfangen. Ohne die ständige Furcht im Nacken.

Der Brief des Anwalts, in dem ihr der Tod Jack Mercys mitgeteilt und sie aufgefordert wurde, nach Montana zu reisen, war ihr wie ein Geschenk des Himmels erschienen. Obwohl alle Kosten schon im Voraus bezahlt worden waren, hatte sich Lily den Aufschlag für das Ticket erster Klasse auszahlen lassen und unter drei verschiedenen Namen Flüge kreuz und quer durch die Staaten gebucht. Wie gerne würde sie daran glauben, dass Jesse Cooke sie hier nicht finden würde. Sie wollte nicht mehr ständig auf der Flucht sein, ständig in Angst leben.

Vielleicht konnte sie ja nach Billings oder Helena ziehen und sich dort einen Job suchen. Irgendeinen Job. Schließlich

verfügte sie über einige Fertigkeiten. Sie war ausgebildete Lehrerin und konnte mit einem Computer umgehen. Vielleicht gelang es ihr, ein kleines Apartment zu finden, und wenn es für den Anfang auch nur ein einzelnes Zimmer war. Aber sie würde wieder auf eigenen Füßen stehen.

Hier könnte sie leben, dachte sie, während sie über die endlose, furchteinflößende, großartige Ebene blickte. Vielleicht gehörte sie sogar hierher.

Als eine Hand ihren Arm berührte, fuhr sie zusammen und unterdrückte einen entsetzten Aufschrei. Das Herz schlug ihr bis zum Hals.

Es war nicht Jesse. Der Mann neben ihr war dunkelhaarig, Jesse hingegen blond. Dieser Mann hatte eine bronzefarbene Haut, und das Haar fiel ihm bis auf die Schultern. Sanfte, sehr dunkle Augen leuchteten in einem Gesicht von herber männlicher Schönheit.

Aber auch Jesse war ein ausgesprochen attraktiver Mann. Lily wusste nur zu gut, welche Grausamkeit sich hinter einer schönen Fassade verbergen konnte.

»Es tut mir leid.« Adams Stimme klang so beschwichtigend, als wolle er einen verschreckten Welpen oder ein krankes Fohlen beruhigen. »Ich wollte Sie nicht erschrecken. Ich habe Ihnen nur etwas Eistee gebracht.« Er nahm ihre Hand, bemerkte, wie sie zitterte, und legte ihre Finger um das Glas. »Heute ist ein viel zu warmer, trockener Tag.«

»Danke. Ich habe Sie gar nicht kommen hören.« Unwillkürlich trat Lily einen Schritt zur Seite, um etwas Abstand zwischen sich und ihm zu schaffen. Eine Fluchtmöglichkeit. »Ich habe mich nur ... umgeschaut. Es ist wunderschön hier.«

»Ja, das ist es.«

Sie nippte an ihrem Tee, kühlte ihre brennende Kehle und zwang sich, ruhig und höflich zu bleiben. Die Leute stellten weniger Fragen, wenn man sich gelassen gab.

»Leben Sie hier in der Nähe?«

»Sogar sehr nah.« Lächelnd trat er an das Geländer und

deutete gen Osten. Ihm gefiel ihre Stimme und der gedehnte, warme Südstaatenakzent. »Dort drüben, das kleine weiße Haus auf der anderen Seite des Pferdestalles.«

»Ja, ich habe es gesehen. Sie haben blaue Fensterläden und einen Garten, und auf dem Hof schlief ein kleiner schwarzer Hund.« Lily erinnerte sich, wie gemütlich das Häuschen auf sie gewirkt hatte, wie viel freundlicher und einladender als das große Haus.

»Das ist Beans«, wieder lächelte Adam sie an, »der Hund. Er hat eine Vorliebe für gebackene Bohnen. Ich bin Adam Wolfchild, Willas Bruder.«

»Oh.« Sie musterte die Hand, die er ihr entgegenstreckte, einen Augenblick lang, dann befahl sie sich energisch, sie zu ergreifen. Jetzt erkannte sie auch die Ähnlichkeiten, die ausgeprägten Wangenknochen, die Augen. »Ich wusste gar nicht, dass sie einen ... Dann sind wir also ...«

»Nein.« Ihre Hand schien ihm ungemein zerbrechlich zu sein, und er gab sie sanft frei. »Sie beide haben denselben Vater. Willa und ich hatten dieselbe Mutter.«

»Ich verstehe.« Scham stieg in ihr hoch, als ihr bewusst wurde, dass sie kaum jemals einen Gedanken an den Mann verschwendet hatte, der heute zu Grabe getragen worden war. »Standen Sie sich nahe, Sie und Ihr – Stiefvater?«

»Niemand stand ihm sonderlich nah«, sagte Adam schlicht und ohne Bitterkeit. »Aber Sie fühlen sich hier nicht besonders wohl, nicht wahr?« Ihm war aufgefallen, dass sie sich immer am Rand aufhielt, als ob schon die flüchtige Berührung einer Schulter sie verletzen könnte. Auch die blauen Flecke in ihrem Gesicht, Anzeichen von brutaler Misshandlung, waren ihm nicht entgangen.

»Ich kenne ja überhaupt niemanden hier.«

Sie wirkte so verwundbar, dachte Adam. Schon immer hatte es ihn zu den Verwundbaren, Hilflosen dieser Welt hingezogen. Gekleidet in ein einfaches schwarzes Kostüm und schwarze Pumps, war sie nur unwesentlich kleiner als er und

zu dünn für ihre Größe. Ihr dunkles Haar wies einen rötlichen Schimmer auf und fiel ihr in weichen Wellen über die Schultern. Ihre Augen konnte er hinter der Sonnenbrille nicht erkennen, aber ihn interessierte ihre Farbe und was er sonst noch darin lesen würde.

Sie hatte das Kinn ihres Vaters geerbt, stellte er fest, ihr Mund jedoch war ziemlich klein und weich wie der eines Kindes. Als sie ihn scheu angelächelt hatte, war der Anflug eines Grübchens in ihrem Mundwinkel aufgetaucht. Ihre seidige Haut schimmerte so durchscheinend blass, dass sich die Prellungen mit grausamer Deutlichkeit davon abhoben. Er fühlte, dass sie einsam war. Es würde ihn unter Umständen einige Zeit kosten, Willa für diese Frau, diese Schwester, zu interessieren.

»Ich muss noch nach den Pferden schauen«, setzte er an.

»Oh.« Zu ihrer eigenen Überraschung verspürte Lily eine leise Enttäuschung. Aber sie hatte ja schließlich allein sein wollen. Es ging ihr besser, wenn andere Menschen sie in Ruhe ließen. »Dann will ich Sie nicht aufhalten.«

»Möchten Sie nicht mitkommen und sich die Ställe anschauen?«

»Die Pferde? Ich ...« Sei kein Feigling, befahl sie sich. Er wird dir nicht wehtun. »Gerne. Aber nur, wenn ich Ihnen nicht im Weg bin.«

»Das sind Sie nicht.« Da er wusste, dass sie vor ihm zurückscheuen würde, bot er ihr weder seine Hand noch seinen Arm an. Er ging lediglich voran, die Treppe hinunter und quer über eine holperige, unbefestigte Straße.

Einige Leute sahen die beiden zusammen weggehen, und unverzüglich setzten sich die Zungen in Bewegung. Immerhin war Lily Mercy eine von Jacks Töchtern, auch wenn sie kaum den Mund aufmachte – im Gegensatz zu Willa, die man gewiss nicht als schüchtern und zurückhaltend bezeichnen konnte. Dieses Mädchen sagte unverblümt seine Meinung, und zwar wann es wollte und zu wem es wollte.

Was die dritte anging – nun, das war ein ganz anderes Kaliber. Ein eingebildetes Geschöpf, so, wie sie da in ihrem schicken Kostüm herumstolzierte und die Nase nicht hoch genug tragen konnte. Jeder, der Augen im Kopf hatte, konnte sehen, dass sie ein eiskaltes Biest war. Völlig ungerührt hatte sie am Grab ihres Vaters gestanden und keine Miene verzogen. Zugegeben, sie war eine Augenweide. Jack Mercy hatte gut aussehende Töchter in die Welt gesetzt, und diese, die älteste, hatte seine Augen geerbt. Hart und kühl und blau.

Offensichtlich hielt sich die Dame für etwas Besseres mit ihrem kalifornischen Chic und den teuren Schuhen, aber viele der Anwesenden erinnerten sich noch daran, dass ihre Ma ein Showgirl aus Las Vegas gewesen war, das oft und schallend gelacht und sich einer recht derben Ausdrucksweise bedient hatte. Diejenigen, die sich erinnerten, hatten bereits entschieden, dass ihnen die Mutter wesentlich lieber war als die Tochter.

Tess Mercy kümmerte das herzlich wenig. Sie gedachte, nur so lange in dieser gottverlassenen Wildnis zu bleiben, bis das Testament verlesen worden war. Dann würde sie nehmen, was ihr zustand – und das war mit Sicherheit immer noch weniger, als der alte Bastard ihr schuldete –, und den Staub von ihren Ferragamos schütteln.

»Ich bin spätestens am Montag zurück.«

Den Telefonhörer ans Ohr gepresst, marschierte sie mit energischen Schritten auf und ab. Eine Aura nervöser Energie umgab sie. In der Hoffnung, wenigstens ein paar Minuten ungestört zu bleiben, hatte sie die Türen dieses Raumes, der anscheinend als Arbeitszimmer diente, hinter sich geschlossen, aber nun fiel es ihr schwer, die zahlreichen Tierköpfe zu ignorieren, die die Wände bedeckten.

»Das Skript ist fertig.« Lächelnd fuhr sie mit den Fingern durch ihr kinnlanges, glattes Haar. »Ja, es ist großartig, da hast du verdammt recht. Montag hältst du es in deinen gierigen kleinen Pfoten. Geh mir nicht auf die Nerven, Ira«, warnte sie

ihren Agenten. »Ich bringe dir das Skript, und du handelst die Verträge aus. Aber streng dich gefälligst an. Ich bin nämlich fast pleite.«

Tess verlagerte den Hörer ein wenig und schürzte die Lippen, während sie sich aus der Brandykaraffe bediente. Sie lauschte immer noch den Versprechungen und Bitten aus Hollywood, als sie Lily und Adam am Fenster vorbeigehen sah.

Interessant, dachte sie, an ihrem Brandy nippend. Das verhuschte Mäuschen und der edle Wilde.

Tess hatte einige Nachforschungen angestellt, ehe sie sich auf den Weg nach Montana machte. Sie wusste, dass Adam Wolfchild der Sohn von Jack Mercys dritter und letzter Frau war. Bei der Heirat seiner Mutter mit Mercy war Adam acht Jahre alt gewesen. In seinen Adern floss größtenteils Black-foot-Blut, aber seine Mutter hatte auch italienische Vorfahren gehabt. Dieser Mann hatte fünfundzwanzig Jahre auf der Mercy Ranch zugebracht und es nur zu einem kleinen Haus und einem Job als Pferdepfleger gebracht.

Damit würde Tess sich nicht abspesen lassen.

Über Lily hatte sie nur in Erfahrung gebracht, dass sie geschieden, kinderlos und häufig von Ort zu Ort gezogen war. Vermutlich, weil ihr Mann sie als eine Art Punchingball benutzt hatte, dachte Tess und unterdrückte einen Anflug von Mitleid. Sie konnte sich keine Gefühlsregungen erlauben. Hier ging es einzig und allein ums Geschäft.

Lilys Mutter, von Beruf Fotografin, war nach Montana gekommen, um den echten, ursprünglichen Westen zu entdecken. Dabei hatte sie dann auch Jack Mercy entdeckt – viel gebracht hatte es ihr allerdings nicht.

Dann war da noch Willa. Bei dem Gedanken an sie kniff Tess die Lippen zusammen. Willa war diejenige, die geblieben war, diejenige, die der alte Mistkerl bei sich behalten hatte. Ihr gehörte jetzt wohl die Ranch, vermutete Tess achselzuckend. Nun, sollte sie damit glücklich werden, sie hatte sie zweifellos

verdient. Aber Tess Mercy würde Montana nicht ohne ein hübsches Stück von dem Kuchen – in bar – verlassen.

Wenn sie aus dem Fenster schaute, konnte sie in der Ferne die endlosen öden Ebenen sehen. Ein Schauer überlief sie, und sie kehrte der Aussicht rasch den Rücken zu. Himmel, wie sie den Rodeo Drive vermisste!

»Montag, Ira«, fauchte sie in den Hörer, da ihr das Gezeter am anderen Ende der Leitung in den Ohren dröhnte. »Punkt zwölf in deinem Büro, dann kannst du mich gleich zum Lunch ausführen.« Mit diesen Worten knallte sie den Hörer auf die Gabel, ohne sich zu verabschieden.

Drei Tage allerhöchstens, schwor sie sich und prostete einem Elchkopf mit ihrem Brandy zu. Dann würde sie Dodge verlassen und in die Zivilisation zurückkehren.

»Ich muss dich ja wohl nicht daran erinnern, dass deine Gäste unten auf dich warten, Will.« Bess Pringle stemmte die Hände in die Hüften und schlug denselben Tonfall an, den sie der zehnjährigen Willa gegenüber gebraucht hatte.

Willa schlüpfte in ihre Jeans – Bess hielt nicht allzu viel von Privatsphäre und hatte nur flüchtig geklopft, ehe sie ins Schlafzimmer gestürmt war – und gab dieselbe Antwort, die sie mit zehn gegeben hätte: »Dann lass es doch!« Sie setzte sich, um ihre Stiefel anzuziehen.

»Du verhältst dich ausgesprochen unhöflich.«

»Die Arbeit erledigt sich schließlich nicht von selbst.«

»Aber du beschäftigst genug Leute, die sich darum kümmern können, du musst nicht ausgerechnet heute mit anpacken. Du wirst jetzt nirgendwo hingehen, heute nicht. Es gehört sich nicht.«

Die Frage, was sich gehörte und was nicht, bildete den Grundpfeiler von Bess' moralischem und gesellschaftlichem Sittenkodex. Sie war eine winzige, vogelähnliche Frau, die nur aus Knochen und Zähnen zu bestehen schien, obwohl sie sich mit dem Appetit eines ausgehungerten Holzfällers durch einen

ganzen Berg Pfannkuchen hindurchfuttern konnte und so vernascht war wie eine Achtjährige. Sie war achtundfünfzig Jahre alt und trug ihr flammend rotes Haar, das sie stets heimlich nachfärbte, zu einem strengen Knoten gebunden.

Ihre Stimme klang so rau wie ein Reibeisen, aber ihr Gesicht war glatt wie das eines jungen Mädchens und mit den moosgrünen Augen und der geraden irischen Nase verblüffend hübsch. Sie hatte kleine, kräftige Hände, denen man ansah, dass sie zupacken konnten, und ein aufbrausendes Temperament.

Die Hände noch immer in die Hüften gestemmt, baute sie sich vor Willa auf und blickte auf sie hinunter. »Du machst jetzt, dass du nach unten kommst, und kümmerst dich um deine Gäste!«

»Ich habe eine Ranch zu leiten.« Willa erhob sich. Dass sie in ihren Stiefeln Bess um Haupteslänge überragte, nützte ihr nichts. Die Machtkämpfe zwischen ihnen endeten meistens mit einem Unentschieden. »Und es sind nicht meine Gäste. Ich wollte sie nicht hier haben.«

»Sie sind gekommen, um deinem Vater die letzte Ehre zu erweisen, so wie es sich gehört.«

»Sie sind gekommen, um im Haus herumzuznüffeln und alles zu begaffen. Es wird Zeit, dass sie wieder verschwinden.«

»Einige vielleicht.« Bess nickte leicht. »Aber die meisten sind deinetwegen hier.«

»Ich will sie nicht im Haus haben.« Willa wandte sich ab, griff nach ihrem Hut und blieb am Fenster stehen, die Krempe nervös zwischen den Fingern knetend. Ihr Schlafzimmerfenster ging auf den Wald und die Gipfel des Big Belt hinaus, eine Aussicht, die für sie alle Schönheit und alle Geheimnisse der Welt barg. »Ich brauche sie nicht. Ich kann nicht atmen, wenn all diese Menschen um mich herum sind.«

Bess zögerte kurz, ehe sie Willa die Hand auf die Schulter legte. Jack Mercy hatte nicht gewollt, dass seine Tochter

verweichlicht wurde. Er hatte strenge Anweisung gegeben, sie nicht zu verwöhnen, zu verhätscheln oder zu verzärteln. Diese Erziehungsmethoden hatte er schon festgelegt, als Willa noch ein Baby gewesen war, und auch Bess hatte dieses eiserne Gebot nur dann übertreten, wenn sie ganz sicher war, nicht ertappt und wie eine von Jacks Ehefrauen fortgeschickt zu werden.

»Schätzchen, es ist dein gutes Recht, um ihn zu trauern.«

»Er ist tot und begraben, daran ändert sich nichts mehr, und wenn es mir noch so leid tut.« Doch Willa berührte die Hand, die auf ihrer Schulter lag. »Er hat mir noch nicht einmal gesagt, dass er krank ist. Er konnte mir noch nicht einmal diese letzten Wochen gönnen, in denen ich mich um ihn hätte kümmern können. Ich hätte so gerne noch Zeit gehabt, um von ihm Abschied zu nehmen.«

»Dein Vater war ein stolzer Mann«, sagte Bess, doch insgeheim dachte sie: Ein Scheißkerl war er, ein egoistischer, rücksichtsloser Scheißkerl. »Es ist besser, dass der Krebs ihn schnell dahingerafft hat, so musste er wenigstens nicht lange leiden. Das wäre ihm unerträglich gewesen und hätte es dir nur noch schwerer gemacht.«

»Wie dem auch sei, es ist vorüber.« Willa glättete die breite Krempe ihres Hutes und stülpte ihn sich auf den Kopf. »Und nun hängen Tiere und Menschen von mir ab. Die Leute müssen jetzt sofort begreifen, wer in Zukunft das Sagen hat. Die Mercy Ranch wird immer noch von einer Mercy geleitet.«

»Dann tu, was du tun musst.« Jahrelange Erfahrung hatte Bess gelehrt, dass sämtliche Regeln des Anstandes hinfällig wurden, sobald es um die Belange der Ranch ging. »Aber zum Essen bist du wieder da. Du wirst dich umziehen und dich bei Tisch ordentlich benehmen.«

»Sorg dafür, dass diese Leute mein Haus verlassen, dann sehen wir weiter.«

Sie verließ das Zimmer und lief nach links zur Hintertreppe, die zum Ostflügel des Hauses gehörte. So war es ihr

möglich, unauffällig in den Abstellraum zu schlüpfen. Selbst hier noch drang das Summen der durcheinanderschwatzenden Stimmen und gelegentliches dröhnendes Gelächter an ihr Ohr. Angewidert knallte sie die Tür hinter sich zu und blieb wie angewurzelt stehen, als sie die beiden Männer sah, die auf der Seitenveranda in kameradschaftlichem Schweigen eine Zigarette rauchten.

Ihr Blick heftete sich auf den Älteren der beiden, der eine Flasche Bier in der Hand hielt. »Na, amüsiert du dich, Ham?«

Willas Sarkasmus ließ Hamilton Dawson kalt. Er hatte sie auf ihr erstes Pony gesetzt, ihr nach dem ersten Sturz den Kopf verbunden. Er hatte ihr beigebracht, wie man ein Lasso und eine Flinte gebraucht und wie man Wild aus seiner Decke schlägt. Nun schob er ungerührt seine Zigarette zwischen die Lippen, die ein grau gesprenkelter Bart schmückte, und blies einen Rauchring in die Luft.

»Es ist ...«, ein zweiter Ring folgte, »... ein schöner Nachmittag.«

»Ich möchte, dass die Zäune entlang der nordwestlichen Grenzlinie überprüft werden.«

»Schon passiert«, erwiderte er gemütlich und lehnte sich an das Geländer; ein kleiner, untersetzter Mann mit Beinen so krumm wie ein Flitzebogen. Als Vorarbeiter der Ranch wusste er ebenso gut wie Willa, was getan werden musste. »Hab schon 'nen Trupp losgeschickt, um die Zäune zu reparieren. Brewster und Pickles schauen sich auf den oberen Weiden mal um, da haben wir 'n paar Tiere verloren. Sieht nach 'nem Puma aus.« Wieder zog er an seiner Zigarette und stieß genüsslich den Rauch aus. »Um den wird sich Brewster kümmern, der knallt die Biester gerne ab.«

»Ich will mit ihm sprechen, sobald er zurück ist.«

»Das hab ich erwartet.« Ham richtete sich auf und rückte seinen alten, verbeulten Hut zurecht. »Die Jungtiere werden gerade entwöhnt.«

»Ja, ich weiß.«

Ham hatte diese Antwort erwartet. Er nickte zustimmend. »Ich werd die Leute im Auge behalten. Das mit deinem Pa tut mir leid, Will.«

Sie wusste, dass diese beiläufig dahingeworfenen schlichten Worte ehrlicher und aufrichtiger gemeint waren als die Berge von Blumen und Kränzen, die ihr völlig fremde Menschen geschickt hatten. »Ich reite später selbst hinaus.«

Ham nickte ihr und dem Mann neben sich zu, dann stolzierte er säbelbeinig in Richtung seines Geländewagens.

»Wie fühlst du dich, Will?«

Sie zuckte die Achseln, frustriert, weil sie nicht wusste, was sie als Nächstes tun sollte. »Ich wünschte, es wäre schon morgen«, sagte sie schließlich. »Morgen sieht die Welt bestimmt freundlicher aus – meinst du nicht auch, Nate?«

Die Antwort auf diese Frage lautete ›Nein‹, aber das behielt er für sich. Stattdessen trank er sein Bier aus. Er war als ihr Freund hier, als Nachbar und als Rancher, aber er war zugleich auch in seiner Eigenschaft als Jack Mercys Anwalt im Haus, und er wusste, dass er in Kürze der Frau neben ihm eine vernichtende Nachricht übermitteln musste.

»Lass uns ein Stück gehen.« Er stellte die Bierflasche auf das Geländer und nahm Willas Arm. »Ich muss mir die Beine vertreten.«

Lang genug waren sie ja. Nathan Torrence hatte schon mit siebzehn seine Altersgenossen überragt und war dann immer noch gewachsen. Nun, mit dreiunddreißig, hatte er die zwei Meter fast erreicht. Er war schlank, unter seinem Hut kräuselte sich dichtes weizenblondes Haar, und in dem von Wind und Wetter gegerbten Gesicht leuchteten Augen, die so blau waren wie der Himmel über Montana. Die langen Arme endeten in riesigen Händen, die langen Beine in ebenso großen Füßen. Trotzdem bewegte er sich erstaunlich anmutig.

Wenn es sich um seine Familie, seine Pferde und die Gedichte von Keats handelte, hatte der Mann ein butterweiches Herz, doch sobald es um Rechtsangelegenheiten und die Frage

von richtig oder falsch ging, zeigte sich sein messerscharfer Verstand. Er hegte eine langjährige, tiefe Zuneigung zu Willa Mercy. Deswegen belastete es ihn auch so, dass er sie durch die Hölle schicken musste.

»Ich habe noch nie jemanden verloren, der mir nahestand«, begann er. »Daher kann ich auch nicht nachempfinden, wie dir zumute ist.«

Willa ging weiter, vorbei an der Küche, den Unterkünften der Männer und dem Hühnerstall, wo die Hennen zu gackern begannen. »Er hat niemanden an sich herangelassen, auch mich nicht. Ich weiß gar nicht genau, wie ich mich fühle.«

»Die Ranch ...« Hier begab er sich auf dünnes Eis, und Nate umging das heikle Thema vorsichtig. »Es ist eine ziemliche Verantwortung.«

»Wir haben gute Leute, gutes Vieh, gutes Land.« Es fiel ihr nicht schwer, Nate zuzulächeln. »Und gute Freunde.«

»Du kannst jederzeit auf mich zählen, Will. Auf mich und auf jeden sonst in der Gegend.«

»Ich weiß.« Sie blickte an ihm vorbei über die Weiden, die Pferche, die Nebengebäude und die Scheunen bis hin zum Horizont, wo sich das Land mit dem Himmel traf. »Seit mehr als hundert Jahren hat ein Mercy diese Ranch verwaltet, hat Vieh gezüchtet, Korn gesät und Pferde aufgezogen. Ich weiß, was zu tun ist und wie es getan werden muss. Nichts ändert sich jemals wirklich.«

Alles ändert sich, dachte Nate. Und die Welt, von der sie sprach, würde aufgrund der Hartherzigkeit jenes Mannes, der soeben begraben worden war, bald aus den Fugen geraten. Es war besser, die Sache hinter sich zu bringen, ehe sie auf ihr Pferd oder in ihren Jeep stieg und verschwand.

»Am besten beginnen wir jetzt mit der Testamentseröffnung«, beschloss er.

KAPITEL 2

Jack Mercys Büro im zweiten Stock des Haupthauses hatte die Größe eines Ballsaals. Die Wände waren mit Kiefernholz getäfelt, das von seinen Bäumen stammte. Die schimmernde Lackierung verlieh ihm einen goldenen Glanz, der den ganzen Raum erfüllte. Riesige Fenster boten einen herrlichen Blick über die Ranch und das Land. Jack pflegte zu sagen, dass er alles, was ein Mann sehen musste, von diesen Fenstern aus überblicken konnte.

Auf dem Boden lagen die Teppiche, die er gesammelt hatte, und Ledersessel in verschiedenen Brauntönen waren im Raum verteilt. An der Wand hingen seine Trophäen – Köpfe von Elchen, Bighornschafen, Bären und Hirschen. In einer Ecke kauerte wie zum Sprung geduckt ein mächtiger brauner Grizzly mit gefletschten Zähnen und zornig funkelnden Glas-
augen.

Einige seiner Lieblingswaffen hatte Jack in einer verschlossenen Vitrine aufbewahrt. Dort lagen die Büchse seines Urgroßvaters und dessen Colt Peacemaker, die Browning, mit der Jack den Bären erlegt hatte, die Mossberg 500 und die 44er Magnum, seine bevorzugte Handfeuerwaffe.

Es war der Raum eines Mannes, der nach Leder, Holz und dem Tabakduft der kubanischen Zigarren roch, die er oft geraucht hatte.

Sein Schreibtisch, extra für ihn von Hand angefertigt, war aus glänzendem Mahagoni und mit einer Vielzahl von Schubladen versehen, deren Messinggriffe stets sorgfältig poliert wurden. Nate hatte jetzt dahinter Platz genommen und beschäftigte sich angelegentlich mit einigen Papieren, um den Anwesenden Zeit zu geben, sich zu sammeln.

In Tess' Augen wirkte er hier so fehl am Platz wie ein Bierkrug auf einer Kirchenfeier. Ein Cowboy im Sonntagsstaat, der Anwalt spielt, dachte sie, leicht die Lippen verziehend. Allerdings musste sie zugeben, dass er auf seine Art durchaus

anziehend war. Ein Countrytyp, ein junger James Stewart, der nur aus Armen und Beinen zu bestehen schien und eine unterschwellige Sexualität ausstrahlte. Aber große, schlaksige Männer, die Stiefel zum Gabardineanzug trugen, waren nicht unbedingt ihr Stil.

Was sie betraf, so wollte sie diese ganze lästige Angelegenheit so schnell wie möglich hinter sich bringen und nach L.A. zurückkehren. Sie schnitt dem fauchenden Grizzly und dem zottigen Kopf einer Bergziege eine Grimasse und musterte dann die Waffensammlung. Welch ein Ort, grübelte sie. Und was für seltsame Leute.

Neben dem Cowboy im Anwaltskostüm saß die knochige Haushälterin mit hennagefärbten Haaren stocksteif da. Ihre Knie hatte sie fest zusammengepresst und mit einem abscheulichen schwarzen Faltenrock züchtig bedeckt. Es folgte der edle Wilde mit seinem überwältigend attraktiven Gesicht und den unergründlichen Augen. Ihm haftete ein schwacher Geruch nach Pferd an.

Lily, das Nervenbündel, dachte Tess, ihre Musterung fortsetzend. Sie hielt die Hände krampfhaft gefaltet und den Kopf gesenkt, als ob sie so die Blutergüsse in ihrem Gesicht verbergen könnte. Hübsch und zerbrechlich wie ein aus dem Nest gefallenes Vögelchen, das mitten in einer Schar von Geiern gelandet war.

Tess' Herz wurde weich, und sie wandte ihre Aufmerksamkeit rasch Willa zu.

Die Landpomeranze, stellte sie naserümpfend fest. Mürrisch, vermutlich nicht mit Intelligenz gesegnet und wortkarg. Zumindest sah die Frau in Jeans und Flanellhemd besser aus als in dem sackartigen Kleid, das sie zu der Beerdigung getragen hatte. Sie bot einen interessanten Anblick, wie sie da in dem großen Ledersessel saß, einen stiefelbekleideten Fuß auf das Knie gelegt, das fremdartige exotische Gesicht unbeweglich wie Stein.

Und da sie in den schwarzen Augen nicht eine einzige

Träne entdeckt hatte, nahm Tess an, dass Willa für Jack Mercy keine größere Liebe gehegt hatte als sie selbst.

Eine rein geschäftliche Angelegenheit, stellte sie fest und trommelte mit den Fingern ungeduldig auf der Armlehne ihres Sessels herum. Hoffentlich kamen sie bald zur Sache.

Noch während sie dies dachte, hob Nate den Kopf, und ihre Blicke trafen sich. Einen Moment lang beschlich sie das unbehagliche Gefühl, er könne ihre Gedanken lesen. Und dass ihm alles an ihrer Person missfiel, das war nicht zu übersehen.

Ach, denk doch, was du willst, beschloss Tess und sah ihn trotzig an. Sieh du nur zu, dass ich mein Geld bekomme.

»Wir haben jetzt mehrere Möglichkeiten«, begann Nate. »Entweder wir regeln die Sache ganz formell, das heißt, ich lese euch Jacks Letzten Willen Wort für Wort vor und erkläre euch dann, was die juristischen Floskeln im Klartext bedeuten, oder ich fasse den Inhalt des Testaments einfach kurz zusammen.« Er schaute bei diesen Worten Willa an. Sie bedeutete ihm am meisten. »Die Entscheidung liegt bei dir.«

»Mach's bitte nicht so kompliziert, Nate.«

»Wie du willst. Bess, dir hat er für jedes Jahr, das du auf der Mercy Ranch gearbeitet hast, tausend Dollar hinterlassen. Das macht insgesamt vierunddreißigtausend Dollar.«

»Vierunddreißigtausend?« Bess konnte es kaum glauben. »Himmel, Nate, was soll ich denn mit so einem Haufen Geld anfangen?«

Er lächelte. »Du könntest es zum Beispiel ausgeben, Bess. Aber wenn du einen Teil davon sicher anlegen willst, stehe ich dir gern mit Rat und Tat zur Seite.«

»Großer Gott!« Überwältigt blickte Bess zu Willa, dann auf ihre Hände, dann wieder zu Nate hin. »Großer Gott!«

Und Tess dachte: Wenn die Haushälterin schon dreißig Riesen kassiert, sollte ich mindestens das Doppelte kriegen. Was sie mit so einem Haufen Geld anfangen würde, das wusste sie ganz genau.

»Nun zu dir, Adam. Laut der Abmachung, die Jack mit deiner Mutter getroffen hat, als sie heirateten, erhältst du eine Pauschale von zwanzigtausend Dollar oder wahlweise zwei Prozent Anteil an der Mercy Ranch. Die Beteiligung an der Ranch ist meiner Meinung nach mehr wert, aber die Entscheidung bleibt natürlich dir überlassen.«

»Das ist längst nicht genug!« Willas Stimme, die die Stille wie ein Peitschenknall durchschnitt, ließ Lily zusammensucken und veranlasste Tess, eine Augenbraue hochzuziehen. »Es ist ungerecht. Zwei Prozent? Adam arbeitet seit seinem achten Lebensjahr auf der Ranch. Er ...«

»Willa.« Adam, der hinter ihr saß, legte seiner Halbschwester beruhigend die Hand auf die Schulter. »Das ist schon in Ordnung.«

»Einen Teufel ist es.« Kochend vor Zorn wegen dieser Ungerechtigkeit stieß sie seine Hand beiseite. »Unsere Pferdezucht ist eine der besten im ganzen Staat, und das verdanken wir Adam. Die Pferde sollten jetzt ihm gehören – ebenso wie das Haus, in dem er wohnt. Er hätte einen Teil des Landes erben sollen, und genug Geld, um es zu bewirtschaften.«

»Willa.« Geduldig griff Adam erneut nach der Hand, die sie ihm entzogen hatte, und hielt sie fest. »Er hat genau das getan, worum unsere Mutter ihn gebeten hat, nicht mehr und nicht weniger.«

Willa gab nach, da ihr bewusst wurde, dass die Augen der beiden Fremden auf ihr ruhten, und weil sie bereits beschlossen hatte, das Unrecht wiedergutzumachen. Sie würde Nate veranlassen, noch heute die entsprechenden Papiere aufzusetzen. »Entschuldigung.« Wieder ruhiger, stützte sie ihre Hände auf die breiten Armlehnen ihres Sessels. »Fahr bitte fort, Nate.«

»Die Ranch und die Ländereien«, setzte Nate erneut an, »der Viehbestand, die Maschinen, der Fahrzeugpark, die Abholzrechte ...« Er hielt inne und wappnete sich für die undankbare Aufgabe, Hoffnungen zu zerstören. »Der Betrieb

auf der Mercy Ranch soll wie gewohnt weiterlaufen, das heißt, die Rechnungen werden bezahlt, die Löhne ausgezahlt, die Gewinne angelegt oder wieder investiert und so weiter. Du sollst unter Aufsicht des Testamentsvollstreckers die Ranch ein Jahr lang führen, Will.«

»Moment mal.« Willa hob eine Hand. »Er hat bestimmt, dass du die Ranch ein Jahr lang überwachen sollst?«

»Unter bestimmten Bedingungen«, fügte Nate hinzu und blickte sie beinahe entschuldigend an. »Wenn die Bestimmungen des Erblassers für den Zeitraum eines Jahres, beginnend vierzehn Tage nach der Testamentseröffnung, erfüllt worden sind, dann geht die Ranch mit allem, was dazugehört, in den alleinigen Besitz der Begünstigten über.«

»Was für Bestimmungen?«, wollte Willa wissen. »Was für Begünstigte? Was, zum Teufel, geht hier vor, Nate?«

»Er hat jeder seiner Töchter ein Drittel der Ranch hinterlassen.« Nate sah, wie das Blut aus Willas Gesicht wich, und fuhr, Jack Mercy insgeheim verfluchend, rasch fort: »Um das Erbe antreten zu können, müsst ihr drei ein ganzes Jahr lang auf der Ranch leben und dürft den Besitz innerhalb dieser Zeit nicht länger als eine Woche verlassen. Wenn am Ende dieser Frist die Bedingungen erfüllt sind, gehört jeder der Begünstigten ein Drittel der Erbmasse. Dieser Anteil kann über einen Zeitraum von zehn Jahren hinweg nur an eine der anderen Begünstigten verkauft oder überschrieben werden.«

»Einen Augenblick bitte.« Tess stellte ihren Drink beiseite. »Soll das heißen, dass ich zu einem Drittel an irgendeiner Rinderranch in Nirgendwo, Montana, beteiligt bin und dass ich hierherziehen muss, um meinen Anteil einstreichen zu können? Ich soll hier wohnen? Ein Jahr meines Lebens verschenken? Kommt nicht in Frage!« Anmutig erhob sie sich.

»Ich will deine Ranch nicht, Kindchen«, beteuerte sie und wandte sich an Willa. »Jeder staubige Quadratmeter und jedes einzelne Rind sei dir von Herzen gegönnt. Das Ganze

ergibt doch keinen Sinn. Zahl mir meinen Anteil in bar aus, und du bist mich los.«

»Entschuldigung, Miss Mercy.« Von seinem Platz hinter dem Schreibtisch aus musterte Nate sie abschätzend. Wütend wie ein angestochener Eber, dachte er, aber klug genug, sich zu beherrschen. »Es ergibt sehr wohl einen Sinn. Jacks Wünsche und Bedingungen sind genau durchdacht und präzise formuliert. Wenn Sie den Testamentsklauseln nicht zustimmen, dann geht die gesamte Ranch als Stiftung an den Naturschutzbund.«

»Eine Stiftung?« Entsetzt presste Willa die Finger gegen die Schläfen. Sie war verletzt und voller Zorn, und dazu breitete sich eine schleichende, nagende Furcht in ihrem Inneren aus. Sie musste diese Gefühle unbedingt unterdrücken, um klar denken zu können.

Die Zehnjahresklausel leuchtete ihr ein. Auf diese Weise sollte vermieden werden, dass das Land nach seinem augenblicklichen Marktwert zur Steuer veranschlagt wurde. Jack hatte die Regierung gehasst wie die Pest und hätte der Finanzbehörde niemals einen Penny mehr in den Rachen geworfen als unbedingt nötig. Aber die Drohung, die Ranch einer Organisation zu vermachen, für die er stets nur Hohn und Spott übrig gehabt hatte, passte nicht zu ihm.

»Wenn wir die Bedingungen nicht akzeptieren«, fuhr sie fort, mühsam um Fassung ringend, »dann kann er die Ranch einfach so verschenken? Wenn die beiden da sich nicht an die Testamentsverfügungen halten, ist das Land verloren, das seit über hundert Jahren im Besitz der Familie Mercy ist? Oder wenn ich mich nicht daran halten will?«

Nate atmete hörbar aus. In diesem Moment hasste er sich. »Es tut mir leid, Willa, aber er war vernünftigen Argumenten einfach nicht zugänglich. Genau so hat er es bestimmt. Wenn eine von euch dreien sich nicht an die Klauseln hält, dann ist die Ranch verwirkt, und jede von euch erhält einhundert Dollar. Das ist alles.«

»Hundert Dollar?« Die Absurdität des Ganzen verschlug Tess beinahe die Sprache. Lachend warf sie sich wieder in ihren Sessel. »Dieser verdammte Hurensohn.«

»Halt den Mund«, befahl Willa scharf, als sie aufsprang. »Halt du einfach den Mund. Können wir dagegen angehen, Nate? Hat es einen Sinn, das Testament anzufechten?«

»Wenn ihr meine ehrliche Meinung hören wollt, nein. Es würde Jahre dauern und Unsummen verschlingen, und am Ende würdet ihr höchstwahrscheinlich doch verlieren.«

»Ich bleibe hier.« Lily konnte kaum atmen. Ein Heim, Sicherheit, Geborgenheit winkten ihr, waren zum Greifen nahe. »Es tut mir leid.« Sie stand auf, als sich Willa zu ihr umdrehte. »Dir gegenüber ist es unfair und ungerecht. Ich weiß nicht, warum er das getan hat, aber ich bleibe. Wenn das Jahr vorüber ist, werde ich dir meinen Anteil verkaufen, zu einem Preis, den du dann festsetzen kannst. Die Ranch ist wunderschön«, fügte sie hinzu und versuchte zu lächeln, als Willa sie weiterhin schweigend anstarrte. »Jeder hier weiß, dass sie dir eigentlich schon gehört. Und schließlich ist es ja bloß ein Jahr.«

»Das ist ja sehr lieb von dir.« Tess meldete sich wieder zu Wort. »Aber ich will verdammt sein, wenn ich ein Jahr lang hier versauere. Ich fliege morgen früh nach L.A. zurück.«

Willas Gedanken überschlugen sich fast. Sie warf Tess einen nachdenklichen Blick zu. So sehr sie auch wollte, dass die beiden aus ihrem Leben verschwanden – die Ranch bedeutete ihr mehr. Viel mehr. »Nate, was passiert, wenn eine von uns dreien plötzlich stirbt?«

»Sehr komisch.« Tess griff wieder nach ihrem Brandy. »Ist das Montana-Humor?«

»Falls eine der Begünstigten innerhalb dieses Übergangsjahres stirbt, wird deren Anteil unter den beiden verbliebenen Nutznießerinnen aufgeteilt – zu denselben Bedingungen.«

»Na, was hast du denn jetzt vor? Willst du mich im Schlaf ermorden und in der Prärie verscharren?« Tess schnalzte lässig mit den Fingern. »Auch Drohungen bringen mich nicht

dazu, hierzubleiben und das primitive Leben auf einer Ranch zu ertragen.«

Drohungen vielleicht nicht, dachte Willa, aber die Aussicht auf Geld wirkte bei einer bestimmten Sorte Mensch fast immer. »Ich will dich nicht hierhaben. Ich will keine von euch in meiner Nähe haben, aber ich werde alles tun, um die Ranch zu behalten. Vielleicht interessiert es Miss Hollywood hier, wie viel diese staubigen Quadratmeter wert sind, Nate.«

»Grob geschätzt liegt der Marktwert des Landes und der Gebäude, den Viehbestand einmal nicht eingerechnet, so zwischen achtzehn und zwanzig Millionen Dollar.«

Tess verschüttete vor Überraschung beinahe ihren Brandy. »Heiliger Strosack!«

Dieser Ausbruch trug ihr ein unwilliges Zischen von Bess und ein höhnisches Lächeln von Willa ein. »Ich wusste, dass das zieht«, murmelte Letztere. »Wann hast du denn das letzte Mal sechs Millionen im Jahr verdient, Schwesterchen?«

»Kann ich bitte ein Glas Wasser haben?«, stieß Lily hervor und zog damit Willas Aufmerksamkeit auf sich.

»Setz dich hin, ehe du umkippst.« Sie drückte Lily unsanft auf den Stuhl zurück und begann, im Raum auf und ab zu tigern. »Ich möchte, dass du das Testament noch einmal Wort für Wort vorliest, Nate. Ich muss das alles erst richtig begreifen.« Sie ging zu einer kleinen Bar aus lackiertem Rattan und tat etwas, was sie zu Lebzeiten ihres Vaters nie gewagt hätte: Sie schenkte sich ein Glas von seinem Whiskey ein und trank. Langsam ließ sie die Flüssigkeit die Kehle hinunterrinnen und genoss das wohlige Brennen, das der Alkohol auslöste, während sie Nates Vortrag lauschte und sich zwang, nicht an all die Jahre zu denken, in denen sie vergeblich versucht hatte, die Liebe und den Respekt ihres Vaters zu erringen. Und sein Vertrauen.

Am Ende hatte er sie doch zusammen mit seinen anderen Töchtern, die ihm fremd gewesen waren, in einen Topf geworfen. Weil ihm keine von ihnen viel bedeutet hatte.

Ein Name, den Nate murmelte, ließ sie aufhorchen. »Moment mal. Warte eine Sekunde, ja? Hast du eben Ben McKinnon erwähnt?«

Nate rutschte unbehaglich auf seinem Sitz hin und her und räusperte sich. Er hatte beabsichtigt, diese Mitteilung ganz beiläufig in seine Rede einfließen zu lassen, da er Willa einen weiteren Schock ersparen wollte. »Dein Vater hat mich und Ben dazu bestimmt, während des Probejahres den Betrieb der Ranch zu überwachen.«

»Dieser Geier soll mir ein ganzes gottverdammtes Jahr lang auf die Finger sehen?«

»Wirst du wohl in diesem Haus nicht fluchen, Will!«, schnauzte Bess sie an.

»Ich fluche in diesem gottverdammten Haus, so oft es mir passt. Warum, zum Teufel, hat er McKinnon ausgesucht?«

»Für deinen Vater kam Three Rocks gleich nach der Mercy Ranch. Er wollte jemanden, der das Geschäft von der Pike auf gelernt hat.«

McKinnon kann so gemein werden wie eine Giftschlange, hatte Jack Mercy damals gesagt. Außerdem wird der sich von keinem Weibsstück die Butter vom Brot nehmen lassen.

»Keiner von uns will dir auf die Finger sehen«, beschwichtigte sie Nate. »Wir müssen uns um unsere eigenen Betriebe kümmern. Dies hier ist nur eine Formsache.«

»Quatsch!« Doch Willa lenkte ein. »Weiß McKinnon überhaupt schon von seinem Glück? Auf der Beerdigung hab ich ihn jedenfalls nicht gesehen.«

»Er hat geschäftlich in Bozeman zu tun und kommt heute Abend oder morgen wieder. Und er weiß auch schon Bescheid.«

»Hat sich kaputtgelacht, was?«

Er war vor Lachen fast erstickt, erinnerte sich Nate, doch sein Blick blieb ernst. »Das ist kein Witz, Will. Es ist eine zeitlich begrenzte geschäftliche Angelegenheit. Alles, was du zu tun hast, ist, vier Jahreszeiten zu überstehen. Das müssen wir ja alle.«

»Ich werde durchhalten. Der Himmel weiß, ob die zwei da es schaffen.« Kopfschüttelnd betrachtete sie ihre Schwestern. »Warum zitterst du denn so?«, fuhr sie Lily an. »Du stehst im Begriff, ein paar Millionen Dollar zu kassieren, und nicht vor einem Erschießungskommando. Um Gottes willen, trink das.«

Unwirsch drückte sie Lily das Whiskeyglas in die Hand.

»Hör auf, auf ihr herumzuhacken.« Wütend und instinktiv bemüht, Lily zu schützen, trat Tess zwischen sie.

»Ich hacke nicht auf ihr herum, und du geh mir aus den Augen.«

»Du wirst mich ein ganzes Jahr lang ertragen müssen, also gewöhn dich besser schon mal dran.«

»Dann mach du dich schon mal damit vertraut, wie die Dinge hier laufen. Wenn du bleibst, dann glaub bloß nicht, dass du auf deinem fetten, kleinen Hintern rumsitzen kannst. Du wirst arbeiten wie alle anderen auch.«

Bei der Bemerkung über ihr Hinterteil holte Tess vernehmlich Atem. Sie hatte sich im Schweiß ihres Angesichts jedes einzelne überflüssige Pfund abtrainiert, das sie während ihrer Highschool-Zeit mit sich herumgetragen hatte, und auf das Ergebnis war sie verdammt stolz. »Vergiss eins nicht, du flachbrüstiges Knochengestell: Wenn ich gehe, guckst du in die Röhre. Und wenn du meinst, dass ich von einem beschränkten Mannweib wie dir Befehle entgegennehme, dann bist du noch dämlicher, als du aussiehst.«

»Du wirst genau das tun, was ich dir sage«, versicherte ihr Willa. »Sonst wirst du nämlich das nächste Jahr in einem Zelt in den Bergen verbringen und nicht in einem warmen, gemütlichen Bett in diesem Haus schlafen.«

»Ich habe genauso ein Recht darauf, mich in diesem Haus aufzuhalten, wie du. Vielleicht sogar noch mehr, denn er hat meine Mutter zuerst geheiratet.«

»Was dich nur älter macht«, schoss Willa zurück und registrierte befriedigt, dass der kleine Seitenhieb sein Ziel erreicht

hatte. »Außerdem war deine Mutter ein blond gefärbtes Showgirl mit mehr Titten als Hirn.«

Tess kam nicht dazu, eine passende Antwort zu geben, da Lily unvermittelt in Tränen ausbrach.

»Bist du nun zufrieden?«, erkundigte sich Tess und versetzte Willa einen unsanften Rippenstoß.

»Schluss jetzt!« Adam, des Gezänks überdrüssig, brachte beide mit einem Blick zum Schweigen. »Ihr solltet euch schämen, alle beide.« Er beugte sich zu Lily hinunter und sprach beruhigend auf sie ein, während er ihr auf die Füße half. »Sie brauchen frische Luft«, meinte er freundlich, »und einen Happen zu essen, dann geht es Ihnen gleich besser.«

»Geh mit ihr ein Stück spazieren«, ordnete Bess an und rappelte sich mühsam hoch. In ihrem Kopf hämmerte es wie in einem Bergwerk. »Ich bereite jetzt das Essen vor. Ihr zwei habt euch unmöglich benommen«, tadelte sie Tess und Willa. »Ich kannte eure Mütter, und ich kann euch sagen, sie wären entsetzt, wenn sie euch heute gesehen hätten.« Sie schniefte leise und drehte sich würdevoll zu Nate um. »Bleib doch zum Essen, Nate. Es ist genug da.«

»Danke, Bess, aber ...« Nate wollte nur noch mit heiler Haut den Raum verlassen. »Ich muss nach Hause.« Er suchte seine Papiere zusammen, wobei er die beiden Frauen, die sich feindselig anstarrten, misstrauisch im Auge behielt. »Ich lasse euch von jedem Dokument drei Kopien da. Wenn ihr Fragen habt, wisst ihr ja, wo ihr mich erreichen könnt. Wenn ich nichts von euch höre, komme ich in ein paar Tagen noch einmal vorbei, und dann – dann sehen wir weiter«, schloss er lahm, nahm seinen Hut und seine Aktentasche und ergriff die Flucht.

Willa, die ihre Selbstbeherrschung zurückgewonnen hatte, holte tief Atem. »Seit dem Tag meiner Geburt habe ich meine ganze Kraft und mein Herzblut in diese Ranch gesteckt. Dich interessiert das sicher einen feuchten Kehricht, aber das ist mir egal. Nur will ich auf gar keinen Fall mein Eigentum verlieren.

Du magst dir ja einbilden, du hättest mich in der Hand, aber ich weiß, dass du die Chance, mehr Geld in die Finger zu kriegen, als du je zuvor gesehen hast, auf jeden Fall nutzen wirst. Also stehen wir beide uns in nichts nach.«

Tess nickte, ließ sich auf einer Sessellehne nieder und schlug die eleganten Beine übereinander. »Wir werden wohl oder übel das nächste Jahr miteinander auskommen müssen. Aber glaub ja nicht, dass es mir leichtfällt, mein Heim, meine Freunde und meinen Lebensstil für ein Jahr aufzugeben. Dem ist nämlich nicht so.«

Einen flüchtigen Augenblick lang dachte sie wehmütig an ihr Apartment, ihren Club und den Rodeo Drive. Dann biss sie die Zähne zusammen. »Aber du hast recht, ich sehe nicht ein, warum ich auf etwas verzichten soll, was mir zusteht.«

»Was dir zusteht, dass ich nicht lache!«

Tess legte lediglich leicht den Kopf zur Seite. »Ob es uns beiden nun gefällt oder nicht – und ich denke, keiner von uns gefällt es –, ich bin ebenso sehr seine Tochter wie du. Ich bin nur deshalb nicht hier aufgewachsen, weil Jack Mercy mich und meine Mutter einfach abgeschoben hat, und nachdem ich einen Tag hier verbracht habe, fange ich an, dafür dankbar zu sein. Aber ich werde das Jahr schon irgendwie durchstehen.«

Nachdenklich griff Willa nach dem Whiskey, den Lily nicht angerührt hatte. Ehrgeiz und Habgier waren ausgezeichnete Triebfedern. Tess würde durchhalten, nun gut. »Und danach?«

»Danach kannst du mich auszahlen.« Die Aussicht auf so viel Geld machte sie fast schwindelig. »Oder du schickst mir die Schecks mit meinem Gewinnanteil nach L.A., dahin werde ich nämlich noch am selben Tag, an dem die Frist abgelaufen ist, zurückfliegen.«

Willa nippte an ihrem Whiskey und mahnte sich zur Konzentration. Jetzt zählte erst einmal das Heute. »Kannst du reiten?«

»Worauf denn?«

Willa gab einen verächtlichen Ton von sich und trank dann einen Schluck. »Das dachte ich mir. Vermutlich kannst du noch nicht einmal einen Hahn von einer Henne unterscheiden.«

»Ach, mit Piepmätzen kenne ich mich aus«, meinte Tess gedehnt und stellte zu ihrer Überraschung fest, dass Willa grinste.

»Jeder, der hier lebt, muss auch arbeiten. Das ist eine Tatsache. Ich hab genug damit zu tun, mich um die Männer und das Vieh zu kümmern, da kann ich keinen Klotz am Bein wie dich brauchen. Also wirst du deine Anweisungen von Bess entgegennehmen.«

»Du glaubst doch nicht im Ernst, dass ich mir von einer Haushälterin Befehle erteilen lasse.«

Willas Augen glitzerten hart wie Stahl. »Du befolgst die Anordnungen der Frau, die dir dein Essen zubereitet, deine Wäsche wäscht und das Haus, in dem du leben wirst, in Ordnung hält. Und das erste Mal, an dem du sie wie einen Dienstboten behandelst, wird auch das letzte Mal sein, das verspreche ich dir. Du bist nicht mehr in L.A., Miss Hollywood. Hier draußen muss jeder mit anpacken.«

»Zufällig muss ich auch noch an meine Karriere denken.«

»Ach ja, Drehbücher schreiben.« Möglich, dass es noch sinnlosere Beschäftigungen auf der Welt gab, aber Willa fiel keine ein. »Nun, ein Tag hat vierundzwanzig Stunden, das wirst du sehr bald merken.« Erschöpft schlenderte sie zum Fenster hinter dem Schreibtisch. »Was, zum Teufel, soll ich nur mit dem verschüchterten Vögelchen anfangen?«

»Sie erinnert mich eher an eine zertretene Blume.«

Verwundert über das Mitgefühl in Tess' Stimme, starrte Willa sie an, dann zuckte sie die Achseln. »Hat sie dir irgendetwas über die blauen Flecken in ihrem Gesicht erzählt?«

»Ich hab mit ihr genauso wenig gesprochen wie du.« Tess unterdrückte ein beklemmendes Schuldgefühl. Halt dich da raus, mahnte sie sich streng. »Das hier ist nicht unbedingt ein Familientreffen.«

»Sie wird es Adam sagen. Früher oder später vertraut jeder Adam an, was ihn bedrückt. Lassen wir die kleine Lily vorerst in seiner Obhut.«

»Gut. Ich fliege morgen früh nach L.A. zurück. Zum Packen.«

»Einer der Männer fährt dich dann zum Flughafen.«

Tess war entlassen. Willa drehte sich wieder zum Fenster. »Eins noch: Tu dir selbst einen Gefallen, Miss Hollywood, und kauf dir lange Unterwäsche. Du wirst sie brauchen.«

Bei Einbruch der Dämmerung ritt Willa aus. Die Sonne versank gerade hinter den westlichen Gipfeln und färbte den Himmel tiefrot. Sie musste nachdenken, musste ihre innere Ruhe wiederfinden. Ihre Appaloosa-Stute tänzelte unter ihr und zerrte an den Zügeln.

»Okay, Moon, reagieren wir uns ab.« Willa lenkte die Stute in eine andere Richtung und ließ sie laufen. Sie galoppierten los, fort von den Lichtern, den Gebäuden und den Geräuschen der Ranch, hinaus auf das offene Land, durch das sich der Fluss schlängelte.

Sie folgten dem Ufer und hielten sich östlich. Die ersten Sterne erschienen am Himmel, und außer dem Rauschen des Wassers und dem Trommeln der Hufe war kein Laut zu hören. Das Vieh graste friedlich vor sich hin, darüber kreisten nachtaktive Greifvögel. Von einer Anhöhe aus konnte Willa Meile um Meile voller Silhouetten und Schatten erkennen; hoch aufragende Bäume, im Wind wehendes Weidegras, die endlose Linie von Zäunen. Und noch etwas weiter entfernt schimmerten schwach die Lichter einer benachbarten Ranch.

McKinnon-Land.

Die Stute warf den Kopf zurück und schnaubte, als Willa die Zügel anzog. »Wir haben uns beide noch nicht ausgetobt, was, Moon?«

Nein, der Ärger brodelte immer noch in ihrem Inneren, und ihre Stute vibrierte vor ungenutzter Energie. Willa wünschte, sie könnte diesen nagenden, bitteren Zorn und den darunter

verborgenen Schmerz ein für alle Mal verdrängen. Derartige Gefühle würden ihr das vor ihr liegende Jahr auch nicht eben erleichtern. Sie würden ihr auch nicht über die nächste Stunde hinweghelfen, dachte sie und kniff die Augen fest zusammen.

Sie würde keine einzige Träne vergießen, schwor sie sich. Nicht um Jack Mercy.

Willa atmete tief durch und sog den Geruch nach Gras und Pferden, den Geruch der Nacht in sich auf. Was sie jetzt brauchte, war kühle, berechnende Selbstbeherrschung. Sie würde schon einen Weg finden, um mit den beiden unwillkommenen Schwestern fertig zu werden und sie auf der Ranch zu halten. Sie würde dafür sorgen, dass die beiden bei der Stange blieben, koste es, was es wolle.

Auch mit den beiden Inspektoren, die man ihr vor die Nase gesetzt hatte, würde sie sich schon arrangieren. Nate war ein ärgerliches, aber im Grunde genommen unbedeutendes Problem, entschied Willa, während sie Moon in einen weichen Trab fallen ließ. Er würde nur das tun, was er als seine Pflicht betrachtete, nicht mehr und nicht weniger. Nach Willas Meinung bedeutete es, dass er sich aus der Alltagsroutine der Mercy Ranch heraushalten und nur gelegentlich nach dem Rechten sehen würde.

Wenn sie ganz ehrlich war, dann tat er ihr sogar ein bisschen leid. Sie kannte ihn zu lange und zu gut, um zu wissen, dass er die ihm aufgezwungene Rolle nicht genoss. Nate war ein fairer, grundehrlicher Mensch, der es vorzog, sich um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern.

Aber Ben McKinnon, dachte sie, und der altvertraute, bittere Zorn begann sich wieder zu regen. Mit ihm verhielt es sich anders. Sie hegte keinen Zweifel daran, dass er jede Minute auskosten würde. Er würde sich bei jeder sich bietenden Gelegenheit einmischen, und sie musste es hinnehmen. Aber sie musste es nicht sang- und klanglos hinnehmen, sie konnte ihm das Leben nach Kräften schwermachen.

Oh, Willa wusste nur zu gut, was Jack Mercy geplant hatte, und der Gedanke daran brachte auch jetzt noch ihr Blut zum Sieden. Sie spürte, wie ihre Haut zu glühen begann und in der kühlen Nachtluft förmlich zu dampfen schien, als sie auf die Lichter und Umrisse der Three Rocks Ranch herabblickte.

McKinnon- und Mercy-Land grenzte seit Generationen aneinander. Einige Jahre nachdem die Sioux General Custer vernichtend geschlagen hatten, erwarben zwei Männer, die in den Bergen gejagt und ihre Beute in Texas verkauft hatten, günstig eine Viehherde. Gemeinsam trieben sie sie zurück in den Norden, nach Montana. Doch dann brach die Partnerschaft auseinander, und jeder der beiden beanspruchte sein eigenes Land, sein eigenes Vieh und baute seine eigene Ranch.

So waren die Mercy Ranch und Three Rocks entstanden, und jede Ranch wuchs, blühte und gedieh.

Und Jack Mercy hatte es stets nach McKinnon-Land gelüftet; nach Land, das er weder kaufen noch stehlen noch durch Betrug in seinen Besitz bringen konnte. Aber eine Fusion war möglich, dachte Willa nun. Wenn man die Ländereien der Mercys und der McKinnons zusammenlegte, würde eine der größten und sicherlich bedeutendsten Ranches im ganzen Westen entstehen.

Zu diesem Zweck brauchte Jack Mercy lediglich seine Tochter zu verkaufen. Wozu sollte eine Frau auch sonst wohl taugen? Biete sie an, wie du eine hübsche junge Färse anbieten würdest. Bring sie oft genug in die Nähe des Bullen, dann erledigt die Natur den Rest.

Da ihm kein Sohn vergönnt gewesen war, hatte sich Jack für das Nächstbeste entschieden: Er hatte Ben McKinnon seine Tochter angeboten. Jeder wusste es, dachte Willa und zwang sich, die Hände nicht zusammenzuballen, die die Zügel hielten. Zu seinen Lebzeiten war dieser Kuhhandel nicht zustande gekommen, also versuchte ihr Vater noch vom Grabe aus, seinen Willen durchzusetzen.

Und sollte sich diese Tochter, die ihm ihr ganzes Leben lang zur Seite gestanden, die im Schweiß ihres Angesichts das Land bearbeitet hatte, nicht als willig genug erweisen – nun, er hatte ja noch zwei andere.

»Der Teufel soll dich holen, Pa.« Mit zitternden Händen rückte Willa ihren Hut zurecht. »Die Ranch gehört mir, und ich lasse sie mir nicht wegnehmen. Und ich werde weder für Ben McKinnon noch für irgendjemand sonst die Beine breitmachen, so wahr mir Gott helfe.«

Scheinwerferlichter blitzten auf, und Willa sprach beruhigend auf ihre Stute ein. Das Auto konnte sie zwar nicht erkennen, wohl aber die Richtung, die es einschlug. Ein leichtes Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie beobachtete, wie die Lichter auf Three Rocks zeigten.

»Dann ist er also schon aus Bozeman zurück.«

Unwillkürlich richtete sie sich im Sattel auf und reckte das Kinn. In der Stille der Nacht vernahm sie deutlich das Zuschlagen einer Autotür, dann die hechelnde Begrüßung der Hunde. Ob er wohl zu ihr auf die Anhöhe blickte? Er würde die dunklen Umrisse von Pferd und Reiter erkennen und vermutlich erraten, wer ihn da von der Grenze seines Besitzes aus beobachtete.

»Wir werden ja sehen, was als Nächstes passiert, McKinnon«, murmelte sie. »Wir werden ja sehen, wer auf Mercy das Sagen hat, wenn alles vorbei ist.«

Ein Kojote erhob seine jaulende Stimme und heulte den Mond an, der am Abendhimmel aufgegangen war. So viele verschiedene Arten von Kojoten gab es, dachte sie, und alle waren sie Aasfresser.

Sie würde keinem zweibeinigen Aasfresser ihr Land überlassen.

Energisch wendete sie ihr Pferd und ritt im Halbdunkel nach Hause.

KAPITEL 3

»Dieser Dreckskerl!« Ben lehnte sich gegen seinen Sattelnauflauf und schüttelte den Kopf. Unter der breiten Krempe seines dunkelgrauen Hutes glitzerten die grünen Augen böse. »Es tut mir wirklich leid, dass ich seine Beerdigung versäumt habe. Meine Leute sagen, es wäre geradezu ein gesellschaftliches Ereignis gewesen.«

»Allerdings.« Nate klopfte Bens schwarzem Wallach abwesend die Flanke. Er hatte seinen Freund gerade noch abfangen können, ehe dieser in die Berge aufbrach.

Nates Meinung nach gehörte Three Rocks zu einem der schönsten Fleckchen Erde in ganz Montana. Das Haupthaus war zwar kein Palast wie das der Mercy Ranch, aber ein architektonisch reizvolles Fachwerkgebäude mit einem Sandsteinfundament und mehreren großzügig angelegten Veranden und Balkonen, die dazu einluden, sich eine Pause zu gönnen und in Ruhe die Berge zu betrachten.

Auf der McKinnon-Ranch herrschte ständig ein geschäftiges Treiben, dennoch lief der Betrieb wie am Schnürchen.

Aus einem nahe gelegenen Korral ertönte ein protestierendes Muhen. Die Kälber, die von ihren Müttern getrennt wurden, weil sie entwöhnt werden sollten, fügten sich selten klaglos in ihr Schicksal. Und den männlichen Tieren würde es noch viel schlimmer ergehen, grübelte Nate, denn sie wurden zudem noch kastriert, und man kappte ihnen die Hörner. Diese Vorgehensweise war einer der Gründe, warum er lieber Pferde züchtete.

»Mir ist klar, dass du noch eine Menge Arbeit hast«, fuhr Nate fort. »Ich will dich auch nicht lange aufhalten, aber ich hielt es für besser, persönlich vorbeizukommen und dich über den Stand der Dinge zu informieren.«

»Okay.« Bens Gedanken kreisten in der Tat um seine Arbeit. Der Oktober ging in den November über, und der Winter stand vor der Tür. Im Moment tauchte die Sonne Three

Rocks in ein strahlend goldenes Licht, die Pferde grasten auf den umliegenden Weiden, und die Männer gingen in Hemdsärmeln ihren Pflichten nach. Doch es war an der Zeit, die Zäune zu überprüfen, das letzte Getreide einzubringen und das noch vor dem Winter zum Verkauf bestimmte Vieh auszuwählen und zu verschiffen.

Sein Blick wanderte über die Koppeln und Weiden zu der Anhöhe, in Richtung Mercy Ranch. Sicherlich ging Willa Mercy heute morgen mehr im Kopf herum als nur ihr Tagewerk. »Nichts gegen deine Fähigkeiten als Anwalt, Nate, aber dieser ganze Unsinn lässt sich doch wohl nicht durchsetzen, oder?«

»Die testamentarischen Verfügungen sind klar und unmissverständlich abgefasst.«

»Nichts weiter als juristische Spitzfindigkeiten.«

Nate kannte seinen Freund zu gut, um sich beleidigt zu fühlen. »Sie könnte das Testament natürlich anfechten, aber das wäre eine knifflige und wenig erfolgversprechende Angelegenheit.«

Ben blickte wieder in Richtung Südwesten. Vor seinem inneren Auge entstand das Bild Willa Mercys, und er schüttelte unwillig den Kopf. Ben fühlte sich im Sattel ebenso wohl wie manch anderer Mann in seinem Lieblingssessel. Nach dreißig Jahren auf der Ranch bedeutete ihm das freie Land alles. Er war nicht ganz so groß wie Nate, drahtig und muskulös gebaut und trug sein goldbraunes, von der Sonne gebleichtes Haar so lang, dass es bis zum Kragen seines Flanellhemdes reichte. Seine Augen blickten so scharf wie die eines Falken und oft auch genauso kalt, und sein wettergegerbtes, gebräuntes Gesicht zeugte davon, dass er sich vornehmlich im Freien aufhielt. Quer über sein Kinn verlief eine schmale Narbe; ein Andenken an seine Kindheit, als er mit seinem Bruder Messerwerfen geübt hatte.

Mit einer gedankenverlorenen Geste fuhr er sich jetzt mit der Hand über diese Narbe. Als Nate ihm vor Kurzem von dem Testament berichtet hatte, fand Ben es noch amüsant,

doch nun, da die Bestimmungen in Kraft traten, erschien ihm die ganze Angelegenheit auf einmal nicht mehr so komisch.

»Wie verkraftet sie es denn?«

»Schwer.«

»Mist. Das tut mir leid. Sie hat den alten Bastard geliebt, weiß der Himmel, warum.« Er nahm seinen Hut ab, fuhr sich mit den Fingern durchs Haar und setzte ihn wieder auf. »Vermutlich ist sie fuchsteufelswild, dass ausgerechnet ich mit in die Sache verwickelt bin.«

Nate grinste. »Zugegeben. Aber ich denke, sie würde auf jeden anderen genauso ablehnend reagieren.«

Oh nein, dachte Ben grimmig, nicht ganz. Er fragte sich, ob Willa wusste, dass ihr Vater ihm einmal zehntausend Morgen bestes Tiefland angeboten hatte, wenn er seine Tochter heiratete – wie ein verdammter Feudalherrscher, der zwei Königreiche vereinigen wollte.

Mercy hätte die Ranch aufgegeben, erkannte Ben, und blinzelte in die Sonne. Er hätte eher die Ranch aufgegeben, als die Zügel zu lockern.

»Sie braucht keinen von uns beiden, um Mercy zu leiten«, sagte er zu Nate. »Aber ich werde tun, was von mir verlangt wird. Und außerdem ...« Ein lässiges, arrogantes Grinsen breitete sich auf seinem Gesicht aus. »Außerdem wird es mir einen Heidenspaß machen, wenn sie alle fünf Minuten mit mir Streit anfängt. Wie sind denn die anderen beiden so?«

»Sehr verschieden.« Nachdenklich lehnte sich Nate gegen den Kotflügel seines Range Rover. »Die Mittlere – Lily – ist auffallend schreckhaft. Eine falsche Bewegung, und sie zittert wie Espenlaub. Und sie hat überall im Gesicht blaue Flecken.«

»Ein Unfall?«

»Die Art von Unfall, bei der man die Fäuste eines anderen zu spüren bekommt. Die Dame hat einen Ex-Ehemann, und den hat sie wegen Körperverletzung angezeigt. Der Typ ist mehrmals in den Bau gewandert, weil er seine Frau verprügelt hat.«

»So ein Scheißkerl.« Ein Mann, der seine Frau misshandelte, war in Bens Augen noch verachtenswerter als einer, der sein Pferd schlug.

»Als sie hörte, dass sie hierbleiben soll, fiel ihr sichtlich ein Stein vom Herzen«, fuhr Nate fort und begann, sich in seiner ruhigen, bedächtigen Art eine Zigarette zu drehen. »Da liegt der Schluss nah, dass sie die Ranch als ein ideales Versteck betrachtet. Die Ältere ist ein überkandideltes Großstadtgör aus L.A., trägt ein italienisches Kostüm und eine goldene Uhr.« Er verstaute das Tabakpäckchen wieder in seiner Tasche und riss ein Streichholz an. »Sie schreibt Drehbücher und ist stock-sauer, dass sie ein Jahr lang mitten in der Wildnis festsetzt. Auf das Geld, das ihr dieser unfreiwillige Aufenthalt einbringt, will sie allerdings nicht verzichten. Jetzt ist sie auf dem Weg nach Kalifornien, um ihre Sachen zu packen.«

»Sie und Will werden sich vermutlich zanken wie die Kesselflicker.«

»Sie sind schon aneinandergeraten.« Nate stieß genüsslich den Rauch aus. »Ich muss zugeben, es war ein interessantes Schauspiel. Adam hat schließlich die Wogen geglättet.«

»Er ist so ziemlich der Einzige, der Willa besänftigen kann.« Ben verlagerte sein Gewicht im Sattel, sodass das Leder leise knirschte. Spook wurde langsam unruhig, tänzelte unter ihm und gab ihm durch ruckartige Kopfbewegungen zu verstehen, dass er lange genug still gestanden hatte. »Ich werde mit ihr reden. Jetzt muss ich mich um den Trupp kümmern, den ich in die Berge geschickt habe. Sieht so aus, als würde ein Sturm aufziehen. Mom hat im Haupthaus Kaffee gekocht.«

»Danke, aber ich muss auch zurück, hab selbst noch zu tun. Wir sehen uns in den nächsten Tagen noch, Ben.«

»Sicher.« Ben rief nach seinem Hund und sah zu, wie Nate in den Range Rover stieg. »Nate – wir lassen nicht zu, dass sie die Ranch verliert.«

Nate rückte seinen Hut zurecht und langte nach seinen Schlüsseln. »Nein, Ben. Das lassen wir nicht zu.«

Ben ritt gemächlich durch das Tal und hinauf in das Vorgebirge, wobei er immer wieder prüfend über das Land schaute. Das Vieh stand gut im Fleisch; sie konnten einige der Angusrinder aussortieren und versteigern. Andere würden bis zum nächsten Jahr weiterhin von Weide zu Weide getrieben werden.

Die Auswahl und der Verkauf der Rinder gehörte seit fast fünf Jahren zu seinen Aufgaben, da seine Eltern den Betrieb von Three Rocks nach und nach in die Hand ihrer Söhne legen wollten.

Das Gras stand hoch und leuchtete immer noch grün gegen den herbstlich bunten Hintergrund der Laubbäume. Ben hörte ein Dröhnen über seinem Kopf und blickte grinsend hoch. Sein Bruder Zack war mit seinem Flugzeug unterwegs. Ben riss den Hut vom Kopf und winkte damit, während ihn sein langhaariger Bordercollierüde Charlie kläffend umkreiste. Das kleine Flugzeug beschrieb wie zum Gegengruß eine elegante Kehre.

Es fiel Ben immer noch schwer, an seinen kleinen Bruder als an einen Ehemann und Familienvater zu denken, aber unverhofft kam eben oft. Zack hatte einen Blick auf Shelly Peterson geworfen und sich Hals über Kopf in sie verliebt. Weniger als zwei Jahre später hatten die beiden ihn zum Onkel gemacht. Bei diesem Gedanken fühlte sich Ben uralt. Langsam kam es ihm so vor, als würden ihn und Zack dreißig statt lediglich drei Jahre trennen.

Er setzte seinen Hut wieder auf und lenkte sein Pferd bergan, durch einen Kiefernain hindurch. Hier war die Luft frischer und kühler als im Tal. Ben entdeckte Spuren von Hochwild. Zu einem anderen Zeitpunkt hätte er der Versuchung nachgegeben, den Fährten zu folgen, um seiner Mutter ein saftiges Stück Wildbret mitzubringen. Auch Charlie schnüffelte hoffnungsvoll am Boden herum und wartete auf die Genehmigung seines Herrn, die Beute aufzuscheuchen, doch Ben war nicht in der richtigen Jagdstimmung.

Schnee lag in der Luft, er konnte ihn bereits riechen, obwohl er sich noch unterhalb der Schneefallgrenze befand. Ben hatte bereits die ersten Schwärme Wildgänse gen Süden ziehen sehen. Der Winter würde früh über das Land hereinbrechen, und es würde, so vermutete Ben, ein harter Winter werden. Sogar das Rauschen des sprudelnden Gebirgsbaches klang frostig.

Als die Bäume dichter und der Boden unebener wurde, folgte er dem Lauf des Wassers. Der Wald war ihm so vertraut wie sein eigener Scheunenhof. Dort lag die abgestorbene Lärche, unter der Zack und er einst nach vergrabenen Schätzen gebuddelt hatten. Und hier, auf der kleinen Lichtung, hatte er seinen ersten Hirsch erlegt, während sein Vater mit stolzgeschwellter Brust neben ihm stand. Hier hatten sie Forellen geangelt und Waldbeeren gepflückt, die es in Hülle und Fülle gab.

In diese Felsen hatte er den Namen seiner ersten großen Liebe eingeritzt. Im Laufe der Jahre waren die Worte verblasst und ausgewaschen worden, und die hübsche Susie Boline war mit einem Gitarristen nach Helena durchgebrannt und hatte Bens achtzehnjähriges Herz gebrochen.

Die Erinnerung versetzte ihm immer noch einen Stich, obwohl er lieber alle Qualen der Hölle erduldet hatte, als zugeben, dass er ein sentimentaler Mann war. Er ließ Felsen – und Erinnerungen – hinter sich und ritt bergan, wobei er dem ausgetretenen Pfad folgte, der ihn durch den Wald führte. Die leuchtende Farbenpracht der Blätter erinnerte ihn an die Kleider der Frauen bei einer samstäglichen Tanzveranstaltung.

Als die Luft dünner und der Schneeeruch immer stärker wurde, begann Ben durch die Zähne zu pfeifen. Sein Aufenthalt in Bozeman war zwar insgesamt durchaus lohnend gewesen, dennoch hatte er sich ständig nach der Weite und Einsamkeit dieser Landschaft gesehnt. Und obwohl er sich einredete, seinen Schlafsack als reine Vorsichtsmaßnahme

mitgenommen zu haben, plante er bereits, eine Nacht hier draußen zu verbringen. Vielleicht auch zwei.

Er könnte einen Hasen schießen oder ein paar Fische braten und sich dann zu seiner Mannschaft gesellen. Oder für sich bleiben. Das Vieh musste bald ins Tiefland hinuntergetrieben werden. Es lag so viel Schnee in der Luft, dass er einen verfrühten Blizzard befürchtete, was eine Katastrophe für die Herden auf den höher gelegenen Weiden bedeutete. Er glaubte aber, dass sie dazu noch genug Zeit hätten.

Ben hielt einen Augenblick an, um seinen Blick über eine idyllische Bergwiese schweifen zu lassen, auf der eine Anzahl Rinder friedlich graste. Er genoss den Duft der Wildblumen und das Gezwitscher der Vögel. Wie konnte man nur die schmutzigen, dicht bebauten, lärmefüllten Straßen einer Großstadt mit ihren vielen Menschen dieser Landschaft hier vorziehen?

Der Knall einer Flinte ließ sein Pferd scheuen und riss ihn aus seinen träumerischen Gedanken. Obwohl in diesem Land ein Schuss gewöhnlich auf eine Jagd schließen ließ, wurde er wachsam. Beim zweiten Schuss lenkte er sein Pferd in die Richtung, aus der das Geräusch kam, und trieb es zu einem schnellen Trab an.

Zuerst bemerkte er die Appaloosa-Stute. Wills Reittier zitterte immer noch am ganzen Leibe, seine Zügel waren locker um einen Ast geschlungen. Der eigentümlich süßliche Geruch von Blut stieg Ben in die Nase und schnürte ihm die Kehle zu. Dann sah er Willa, die, die Flinte noch im Anschlag, keine zehn Fuß von einem niedergestreckten Grizzly entfernt stand. Mit einem grollenden Knurren setzte sich der Hund in Bewegung, blieb jedoch auf Bens scharfes Kommando hin widerwillig stehen.

Ben wartete, bis sie ihm über die Schulter hinweg einen Blick zugeworfen hatte, ehe er aus dem Sattel sprang. Ihr Gesicht war totenbleich, und die dunklen Augen wirkten riesengroß. »Ist er wirklich tot?«

»Mausetot.« Willa schluckte krampfhaft. Sie hasste das Töten, hasste es, Blut vergießen zu müssen. Es drehte ihr schon den Magen um, wenn eines der Hühner zum Abendessen geschlachtet wurde. »Ich hatte keine andere Wahl. Er wollte mich angreifen.«

Ben nickte, zog sein Gewehr aus der Hülle und näherte sich dem Tier vorsichtig. »Ein ziemlicher Brocken.« Er verdrängte den Gedanken daran, was hätte passieren können, wenn sie ihr Ziel verfehlt hätte; wie ein Bär dieser Größe Pferd und Reiter hätte zurichten können. »Eine Bärin«, stellte er mit betont sanfter Stimme fest. »Hat vermutlich ihre Jungen hier in der Gegend.«

Willa hängte ihre Flinte wieder an den Sattel. »Stell dir vor, auf die Idee bin ich auch schon gekommen.«

»Soll ich ihr den Pelz über die Ohren ziehen?«

»Danke, aber das kann ich alleine.«

Ben nickte und zog sein Messer. »Ich werde dir trotzdem ein bisschen zur Hand gehen. Immerhin ist das ein Riesensbiest. Übrigens, es tut mir leid, dass dein Vater gestorben ist, Willa.«

Willa griff nach ihrem eigenen scharf geschliffenen Bowie-messer, das dem Bens nicht unähnlich war. »Wieso? Du konntest ihn doch nicht ausstehen.«

»Aber du hast ihn geliebt, und deswegen bedauere ich seinen Tod.« Ben machte sich an dem Bären zu schaffen. »Nate kam heute morgen vorbei.«

»Darauf hätte ich wetten können.«

Blut dampfte in der kühlen Luft. Charlie nagte vorsichtig an den Eingeweiden und wedelte mit dem Schwanz. Ben blickte von dem Kadaver auf und sah Willa in die Augen. »Und wenn du noch so sauer auf mich bist, es ändert nichts an den Tatsachen. Ich hab das verdammte Testament nicht aufgesetzt, doch ich werde tun, was ich tun muss. Als Erstes will ich wissen, was du mutterseelenallein hier oben zu suchen hast.«

»Vermutlich dasselbe wie du. Ich habe Herden hier oben stehen, die ins Tal getrieben werden müssen. Glaub mir, ich kann meine Ranch genauso gut leiten wie du deine, Ben.«

In der Hoffnung, dass sie weitersprechen möge, schwieg er einen Moment. Ihre stets leicht heiser klingende Stimme hatte ihn schon immer fasziniert, und mehr als einmal hatte er sich gefragt, wie eine dermaßen widerborstige Frau zu einer Stimme kam, in der purer Sex mitschwang.

»Nun, wir haben ja ein Jahr Zeit, um das herauszufinden, nicht wahr?« Als sie auf diese Spitze nicht reagierte, fuhr Ben sich mit der Zunge über die Lippen. »Hängst du dir seinen Kopf an die Wand?«

»Nein. Männer mögen ja mit ihren Trophäen angeben, um ihr Selbstwertgefühl zu stärken. Ich habe das nicht nötig.«

Er musste grinsen. »Das liegt nun einmal in unserer Natur. Du würdest selbst eine hübsche Trophäe abgeben. Weißt du eigentlich, dass du dich zu einem ausgesprochen gut aussehenden Mädchen entwickelt hast, Willa? Ich glaube, das ist das erste Mal, dass ich einer Frau über die Eingeweide eines Bären hinweg Komplimente mache.«

Sie hatte keineswegs die Absicht, seinem verschrobenen Charme zu erliegen. Seit einigen Jahren kämpfte sie bereits energisch gegen ihre Zuneigung für Ben McKinnon an. »Ich brauche deine Hilfe nicht, weder bei diesem Bären noch bei der Leitung der Ranch.«

»Du bekommst sie trotzdem. In beiden Fällen. Hör zu, Willa, wir können die Angelegenheit friedlich angehen oder uns wegen jeder Kleinigkeit in die Haare geraten.« Er tätschelte Charlie, der sich neben ihm niederließ, geistesabwesend den Kopf. »Mir ist es egal.«

Ihm fiel auf, dass dunkle Schatten unter ihren Augen lagen, und um ihren Mund, der auf ihn stets einen unwiderstehlichen Reiz ausgeübt hatte, war ein verkniffener Zug. Da war es ihm schon lieber, wenn sie ihn wütend anfauchte – und er hatte auch bereits eine Idee, wie er sie dazu bringen konnte.

»Sind deine Schwestern genauso hübsch wie du?« Als sie keine Antwort gab, zuckte es leicht um seine Mundwinkel. »Bestimmt sind sie liebenswürdiger. Ich muss doch mal vorbeikommen und mich persönlich überzeugen. Wie wär's, wenn du mich zum Abendessen einladen würdest, Will? Dann können wir uns anschließend gemütlich zusammensetzen und unsere Pläne für die Ranch durchsprechen.« Jetzt funkelte sie ihn doch böse an, und sein Grinsen wurde noch eine Spur breiter. »Ich wusste doch, dass das wirkt. Nichts steht dir besser als ein kleiner Wutanfall.«

Sie legte keinen Wert auf seine Komplimente, auch wenn er es vielleicht darauf anlegte. Derartige Bemerkungen verunsicherten sie immer. »An deiner Stelle würde ich mir den Atem sparen, Ben. Lass lieber Meister Petz hier ausbluten.«

Ben wippte auf dem Absatz hin und her und musterte sie nachdenklich. »Wir könnten diese Sache ganz schnell aus der Welt schaffen. Wir brauchen nur zu heiraten, das ist alles.«

Ihre Hand verstärkte unwillkürlich den Druck um den Messergriff, sie holte tief Atem und zählte innerlich bis zehn. Er wollte sie zur Weißglut treiben, und sie wusste, dass es ihm einen höllischen Spaß machte, wenn sie ihn anschrie und vor Wut mit den Füßen aufstampfte. Aber diesen Triumph würde sie ihm nicht gönnen. Sie neigte den Kopf zur Seite, und ihre Stimme klang kühl, als sie antwortete.

»Die Wahrscheinlichkeit, dass ich dich heirate, ist ungefähr so groß wie die, dass sich dieser Bär wieder auf die Beine stellt und dich in den Hintern beißt.«

Als sie aufstand, tat er es ihr nach. Er griff nach ihrem Handgelenk, ohne auf ihren Protest zu achten. »Ich will dich ebenso wenig wie du mich, Willa. Ich dachte nur, wir könnten auf diese Weise allen einen Strich durch die Rechnung machen. Das Leben ist lang«, sagte er in einem etwas milderem Tonfall, »ein Jahr geht schnell vorbei.«

»Manchmal ist schon ein einziger Tag zu viel. Lass mich los, Ben.« Langsam hob sie den Blick. »Ein Mann, der nicht auf eine Frau mit einem Messer in der Hand hört, bekommt, was er verdient.«

Er hätte ihr innerhalb kürzester Zeit das Messer abnehmen können, doch er beschloss, es nicht zu tun. »Du würdest mich am liebsten erdolchen, stimmt's?« Er wusste, dass er recht hatte, und dieses Wissen erregte und verärgerte ihn zugleich. Allerdings brachte sie es häufig fertig, diese widersprüchlichen Gefühle in ihm auszulösen. »Wann geht es endlich in deinen dicken Schädel, dass ich nichts von dem will, was dir gehört? Und ich lege genauso wenig Wert darauf, für etwas mehr Land oder ein paar Rinder verschachert zu werden, wie du.« Bei diesen Worten wich die Farbe aus ihrem Gesicht, und er nickte. »Wir beide wissen, woran wir sind, Willa. Vielleicht finde ich ja an einer deiner Schwestern Gefallen, aber im Augenblick halten wir die ganze Beziehung besser auf einer geschäftlichen Basis.«

Die Demütigung war nicht zu überhören. »Du mieses Schwein!«

Vorsichtshalber verlagerte er seinen Griff, sodass sie ihr Messer nicht benutzen konnte. »Ich liebe dich auch, Süße. Jetzt lasse ich dieses Vieh ausbluten, und du gehst dich waschen.«

»Ich habe ihn geschossen, also kann ich auch ...«

»Eine Frau, die nicht auf einen Mann mit einem Messer in der Hand hört, bekommt, was sie verdient.« Ein lässiges Lächeln trat auf sein Gesicht. »Warum können wir beide uns die Sache denn nicht ein wenig leichter machen, Willa?«

»Es geht nicht.« Alle angestauten Gefühle und all ihr Frust schwangen in diesen drei Worten mit. »Du weißt, dass es nicht möglich ist. Wie würdest du dich denn verhalten, wenn du an meiner Stelle wärst?«

»Das bin ich aber nicht«, erwiderte er. »Geh und wasch dir das Blut ab! Wir haben heute noch ein gutes Stück zu reiten.«

Er ließ sie los und bückte sich zu dem Kadaver nieder. Er wusste, dass sie über ihm stand und um Beherrschung rang. Seine Anspannung ließ erst nach, als sie, seinen Hund im Schlepptau, zum Bach ging. Er atmete vernehmlich aus und blickte auf den gebleckten Fang des Bären nieder.

»Ihr ist ein Tatzenhieb von dir jederzeit lieber als ein freundliches Wort von mir«, brummte er. »Verdammte Weiber!«

Während er seine unangenehme Arbeit beendete, gestand er sich ein, dass er sich etwas vorgemacht hatte. Es stimmte nicht, dass er sie nicht wollte. Im Gegenteil, sein Verlangen nach ihr wuchs in dem Maße, in dem er es zu unterdrücken suchte.

Fast eine geschlagene Stunde verstrich, ehe Willa wieder das Wort ergriff. Inzwischen hatten sie sich beide in dicke Schaffelljacken gehüllt, um sich gegen die Kälte zu schützen, und die Pferde trotteten durch den fast dreißig Zentimeter hohen Schnee. Charlie jagte begeistert vorneweg.

»Du nimmst dir die Hälfte des Fleisches, das ist dein gutes Recht«, erklärte sie.

»Du bist mir nichts schuldig.«

»Genau das ist der springende Punkt, nicht wahr? Keiner von uns beiden möchte dem anderen zu irgendetwas verpflichtet sein.«

Er verstand sie nur zu gut, wahrscheinlich besser, als ihr lieb war. »Manchmal muss man eben den Bissen schlucken, den man nicht ausspucken kann.«

»Und manchmal erstickt man daran.« Eine der Wunden in ihrem Herzen brach wieder auf. »Er hat Adam so gut wie nichts hinterlassen.«

Ben betrachtete sie von der Seite. »Jack hatte nun einmal strenge Prinzipien.« Adam Wolfchild war nicht von seinem Blut gewesen, also hatte er für Jack Mercy nicht gezählt.

»Adam hätte mehr bekommen müssen«, beharrte Willa. Wird mehr bekommen, schwor sie sich.

»Was Adam angeht, da stimme ich dir zu. Aber wenn sich irgendjemand aus eigener Kraft eine Existenz aufbauen kann, dann ist das dein Bruder.«

Er ist alles, was ich noch habe. Beinahe wären ihr die Worte entschlüpft, doch ihr fiel gerade noch rechtzeitig ein, dass es nicht ratsam war, Ben ihre innersten Gefühle zu offenbaren. »Wie geht es denn Zack? Heute morgen habe ich sein Flugzeug gesehen.«

»Er überprüft die Zäune. Wenn ich mir ansehe, wie er herumläuft und Tag und Nacht grinst wie ein Honigkuchenpferd, dann gehe ich davon aus, dass er glücklich und zufrieden ist. Er und Shelly beten dieses Baby geradezu an.« Wie alle anderen auch, dachte Ben. Er wollte ihr gegenüber aber nicht zugeben, dass auch er ganz vernarrt in seine kleine Nichte war.

»Sie ist ja auch ein goldiges Dingelchen. Aber es fällt mir immer noch schwer zu glauben, dass Zack McKinnon ein treu sorgender Familienvater geworden ist.«

»Shelly weiß, wie sie ihn an die Kandare nehmen muss.« Und wiederum konnte er sich eine Stichelei nicht verkneifen: »Willst du mir weismachen, dass du immer noch für meinen kleinen Bruder schwärmst, Will?«

Belustigt verlagerte sie ihre Position im Sattel und setzte ein süßes Lächeln auf. Während ihrer Teenagerjahre hatte es einmal eine kurze Zeit gegeben, in der sie und Zack sich gegenseitig angeschmachtet hatten. »Jedesmal, wenn ich an ihn denke, bekomme ich Herzklopfen. Eine Frau, die einmal von Zack McKinnon geküsst wurde, ist für jeden anderen Mann verloren.«

»Süße ...« Er langte zu ihr hinüber und zog sie am Zopf. »Das kommt nur, weil ich dich noch nie geküsst habe.«

»Eher würde ich ein Stinktief küssen!«

Lachend lenkte er sein Pferd an ihre Seite, bis sich ihre Knie berührten. »Zack wäre der Erste, der dir bestätigt, dass er alle Tricks von mir gelernt hat.«

»Mag sein. Aber ich denke, ich kann ganz gut ohne beide McKinnon-Jungs auskommen.« Sie zuckte die Achseln und drehte leicht den Kopf zur Seite. »Rauch.« Erleichtert nahm sie die Anzeichen anderer Menschen und das nahe Ende ihres Rittes mit Ben zur Kenntnis. »Meine Leute sind vermutlich in der Hütte. Essenszeit.«

Jede andere Frau, grübelte Ben, hätte er jetzt in die Arme schließen und bis zur Besinnungslosigkeit küssen können. Da es sich aber um Willa handelte, lehnte er sich nur im Sattel zurück und behielt seine Hände bei sich.

»Ich könnte auch was zu futtern vertragen. Ich will die Herde zusammentreiben und ins Tal bringen. Wir bekommen noch mehr Schnee.«

Willa gab einen undefinierbaren Laut von sich. Auch sie konnte den Schnee schon riechen. Aber da lag noch etwas anderes in der Luft. Hatte sie noch das Blut des Bären in der Nase? Aber der Geruch wurde intensiver und eindeutiger.

»Es riecht nach Tod«, murmelte sie.

»Wie bitte?«

»Es riecht nach Tod.« Sie richtete sich im Sattel auf und suchte mit den Augen die Hügel und Baumgruppen ab. Alles war ruhig; nichts rührte sich. »Riechst du es denn nicht?«

»Nein.« Aber er zweifelte nicht daran, dass sie recht hatte, und folgte ihr, als sie ihr Pferd wendete. Charlie, der die Witterung bereits aufgenommen hatte, lief hechelnd voraus. »Da spricht die Indianerin aus dir. Einer der Jungs hat sich vermutlich was zum Abendbrot geschossen.«

Das ergab einen Sinn. Die Cowboys hatten sich zwar Proviant mitgenommen, und in der Hütte lagerte stets ein Vorrat an Lebensmitteln, doch frischem Wildbret konnte kaum einer der Männer widerstehen. Trotzdem spürte Willa, wie sich ihr Magen zusammenzog und ein kalter Schauer über ihren Rücken lief.

Über ihr ertönte der wilde Schrei eines Adlers, auf den das durchdringende Echo folgte, danach herrschte wieder Stille.

Sonnenstrahlen glitzerten auf dem Schnee und blendeten die beiden Reiter. Willa verließ den ausgetretenen Pfad und ritt vorsichtig über den unebenen Boden.

»Wir haben nicht viel Zeit für Umwege«, mahnte Ben.

»Dann beeil dich!«

Fluchend vergewisserte er sich, dass sein Gewehr in Reichweite war. Auch hier gab es Bären. Und Pumas. Ben dachte an das Lager, das kaum zehn Minuten entfernt lag, und an den heißen Kaffee, der auf dem Herd brodelte.

Dann sah er die Bescherung. Seine Nase mochte zwar nicht so fein sein wie die Willas, dafür sahen seine Augen um so schärfer. Große Blutlachen färbten den Schnee rot, und auch die umliegenden Felsen wiesen Spritzer auf. Das schwarze Fell des Ochsen war ebenfalls von Blut verklebt. Der Hund umkreiste bellend das zerfleischte Tier und rannte dann zu den Pferden zurück.

»Verdammter Mist!« Ben stieg bereits ab. »Mein Gott, ist der übel zugerichtet.«

»Wölfe?« Nicht der Marktwert des Tieres, das sie verloren hatte, bedrückte Willa, sondern die sinnlose Zerstörung von Leben, die Grausamkeit, die damit verbunden war.

Ben war schon im Begriff, ihr zuzustimmen, doch dann wusste er, dass das nicht stimmen konnte. Ein Wolf tötete seine Beute nicht und ließ sie dann liegen. Ein Wolf pflegte sein Opfer auch nicht derart in Fetzen zu reißen. So verhielt sich nur ein einziges Raubtier.

»Ein Mensch.«

Willa atmete tief ein, als sie näher kam und den Kadaver in Augenschein nahm. Dem Tier war die Kehle durchgeschnitten worden, danach hatte man es regelrecht ausgeweidet. Charlie presste sich zitternd gegen ihre Beine. »Dieser Ochse wurde abgeschlachtet und verstümmelt.«

Als sie sich herunterbeugte, dachte sie an den von ihr erlegten Bären. Sie hatte keine andere Wahl gehabt, als ihn zu töten, und gemeinsam mit Ben hatte sie ihn sachkundig und

geschickt abgehäutet. Aber dies hier erschien ihr wild, grausam und ohne erkennbaren Sinn.

»Fast noch in Sichtweite der Hütte«, bemerkte sie. »Das Blut ist gefroren, die Tat liegt also vermutlich schon Stunden zurück.«

»Es ist eins von deinen Tieren«, stellte Ben fest, nachdem er das Brandzeichen untersucht hatte.

»Das tut nichts zur Sache.« Trotzdem merkte sie sich die Nummer auf der gelben Markierung am Ohr. Der Tod des Tieres würde registriert werden. Sie erhob sich und sah zu der Hütte hinüber, von der Rauch aufstieg. »Warum ist das geschehen? Hast du schon einmal Vieh auf diese Weise verloren?«

»Nein.« Er trat neben sie. »Du?«

»Das ist das erste Mal. Ich kann nicht glauben, dass einer meiner Männer zu so etwas fähig ist.« Sie rang nach Luft. »Oder einer von deinen Leuten. Es muss sich noch jemand hier oben aufhalten.«

»Möglich.« Stirnrunzelnd blickte Ben zu Boden. Sie standen Schulter an Schulter nebeneinander; der Kadaver zu ihren Füßen knüpfte ein unsichtbares Band zwischen ihnen. Willa wich nicht zurück, als er ihr über das Haar strich und ihr freundschaftlich eine Hand auf den Arm legte. »Es hat zwar in der Zwischenzeit geschneit, und der Boden ist auch ziemlich zertrampelt, aber mir scheint, da führt eine Spur nordwärts. Ich nehme ein paar Männer mit und folge ihr.«

»Es war mein Rind.«

Er sah ihr in die Augen. »Das tut nichts zur Sache«, wiederholte er ihre Worte. »Wir haben beide Herden hier oben stehen, die ins Tal getrieben werden müssen, und wir müssen den Vorfall melden. Übernimmst du das bitte; auf dich kann ich mich in dieser Hinsicht verlassen.«

Sie öffnete schon den Mund, um zu protestieren, dann besann sie sich. Er hatte recht, zum Fährtensuchen war sie denkbar ungeeignet, aber sie konnte durchaus das Zusammen-

treiben der Rinder organisieren. Mit einem zustimmenden Nicken trat sie zu ihrem Pferd. »Ich werde mit meinen Leuten sprechen.«

»Will.« Er berührte ihre Hand, bevor sie aufsitzen konnte. »Pass auf dich auf!«

Sie schwang sich in den Sattel. »Es sind meine Männer«, entgegnete sie und ritt los, in Richtung der Hütte.

Als sie die Hütte betrat, bereiteten die Männer gerade das Essen zu. Pickles stand an dem kleinen Herd, die stämmigen Beine gespreizt, und sein beachtlicher Bierbauch ließ seine riesige Gürtelschnalle kaum sehen. Er war knapp über vierzig und schon ziemlich kahl, ließ sich aber zum Ausgleich für den Verlust des Haupthaars einen üppigen rötlichen Schnauzbart stehen, der von Jahr zu Jahr länger wurde. Seinen Spitznamen verdankte er seiner Vorliebe für Mixed Pickles, und sein saueröpfisches Wesen passte dazu.

Als er Willa bemerkte, knurrte er eine Begrüßung und widmete sich wieder dem Schinken, den er gerade briet.

Jim Brewster hatte seine Füße, die in Stiefeln steckten, auf den Tisch gelegt und sog genüsslich am Stummel seiner Marlboro. Er war in den Dreißigern und sah blendend aus. Wenn er lachte, zeigten sich zwei Grübchen in seinen Mundwinkeln, und sein dunkles Haar fiel ihm bis auf den Hemdkragen. Er strahlte Willa an und zwinkerte ihr fröhlich zu, wobei seine blauen Augen glitzerten.

»Wir haben einen Gast, Pickles.«

Pickles grunzte mürrisch, rülpste und wendete den Schinken. »Das hier reicht ja kaum für uns beide, also beweg deinen faulen Hintern und mach 'ne Dose Bohnen auf.«

»Es gibt Schnee.« Willa hängte ihre Jacke auf einen Haken und ging zum Funkgerät hinüber.

»Dauert noch mindestens 'ne Woche.«

Sie wandte den Kopf und sah Pickles in die düster blickenden braunen Augen. »Da bin ich anderer Meinung. Wir

fangen noch heute damit an, das Vieh zusammenzutreiben.« Sie wartete auf seine Antwort, ohne seinem Blick auszuweichen. Pickles hasste es, Befehle von einer Frau entgegennehmen zu müssen, und sie beide wussten es.

»Es sind deine Rinder«, brummte er schließlich und legte den Schinken auf eine Platte.

»Ganz recht. Und eines davon ist eine Viertelmeile östlich von hier brutal abgeschlachtet worden.«

»Was?« Jim, der Pickles gerade eine geöffnete Dose Bohnen reichen wollte, hielt mitten in der Bewegung inne. »Ein Puma?«

»Nein, es sei denn, die Raubkatzen tragen heutzutage Messer bei sich. Jemand hat einem Ochsen die Kehle durchgeschnitten, ihn in seine Einzelteile zerlegt und dann liegen gelassen.«

»Blödsinn.« Pickles trat einen Schritt vor. Seine Augen wurden zu schmalen Schlitzen. »Das ist doch Quatsch, Will. Die Pumas haben schon mehrere Tiere erwischt. Gestern erst haben Jim und ich die Fährte von einem von ihnen entdeckt. Er muss einen Kreis geschlagen und sich noch ein Rind geholt haben, das ist alles.«

»Ich kann sehr wohl zwischen Spuren von Klauen und Messerwunden unterscheiden.« Willa neigte den Kopf. »Überzeug dich doch selbst. Genau Richtung Osten, ungefähr eine Viertelmeile.«

»Und ob ich das tue!« Pickles griff nach seinem Mantel, wobei er etwas Abfälliges über Frauen in seinen Bart brummte.

»Bist du sicher, dass es keine Raubkatze gewesen ist?«, fragte Jim, nachdem die Tür hinter Pickles zugefallen war.

»Ganz sicher. Gib mir bitte einen Kaffee, Jim. Ich will die Ranch anfunken und Ham Bescheid geben, dass wir auf dem Weg nach unten sind.«

»McKinnons Leute sind auch hier oben, aber ...«

»Nein.« Kopfschüttelnd zog sich Willa einen Stuhl heran. »Kein Cowboy, den ich kenne, würde so etwas tun.«

Sie nahm Kontakt mit der Ranch auf und wartete, bis sie klaren Empfang hatte. Der Kaffee und das prasselnde Feuer vertrieben die schlimmste Kälte, während sie ihre Anordnungen hinsichtlich des Viehabtriebs durchgab. Sie war bei der zweiten Tasse angelangt, als sie die Information über den getöteten Ochsen schließlich zur McKinnon-Ranch weiterleitete.

Pickles stürmte türenknallend wieder in die Hütte. »So ein gottverdammter Scheißker!«

Willa akzeptierte dies als die einzige Entschuldigung, die sie von ihm zu hören bekommen würde, ging zum Herd und füllte sich einen Teller mit Essen. »Ich bin mit Ben McKinnon unterwegs gewesen. Er verfolgt eine mögliche Spur, deswegen werden wir dabei helfen, seine Herde zusammen mit unserer zum Tal zu treiben. Hat einer von euch in den letzten Tagen Fremde hier in der Gegend gesehen? Camper, Jäger oder einen dieser Idioten aus dem Osten?«

»Als wir gestern der Pumafährte nachgeritten sind, haben wir einen Lagerplatz entdeckt.« Jim setzte sich und widmete sich seiner Mahlzeit. »Aber die Asche war schon ganz kalt, die Typen müssen vor zwei oder drei Tagen da gecampt haben.«

»Die Schweine haben überall ihre Bierdosen hinterlassen.« Pickles aß im Stehen. »Als wären sie zu Hause im eigenen Garten. Erschießen sollte man sie!«

»Bist du denn sicher, dass das Rind nicht erschossen worden ist?« Jim blickte Pickles beifallheischend an; ein Blick, den Willa ihm übel nahm. »Du weißt ja, wie diese Stadtburschen sind – schießen auf alles, was sich bewegt.«

»Der is' nicht erschossen worden. War kein Tourist, der das gemacht hat.« Pickles schaufelte sich Bohnen in den Mund. »Teenager waren das. Durchgeknallte, mit Drogen vollgepumpte Teenager, sonst keiner.«

»Kann sein. Falls es so ist, wird Ben sie schon finden.« Doch Willa glaubte nicht an diese Theorie. Um eine derartige Wut aufzustauen, brauchte es Jahre.

Jim stocherte in den lauwarmen Bohnen herum. »Wir, äh, wir haben schon gehört, wie die Dinge stehen.« Er räusperte sich verlegen. »Wir hatten gestern Abend Funkkontakt mit der Ranch, und Ham, der dachte, er sollte ... Na, du weißt schon, er dachte, er sollte uns sagen, was los ist.«

Willa schob ihren Teller beiseite und stand auf. »Ich will euch jetzt mal etwas sagen.« Ihre Stimme klang betont ruhig und gelassen. »Auf der Mercy Ranch geht alles seinen gewohnten Gang. Der alte Herr ist tot und begraben, und ich nehme nun seinen Platz ein. Also bekommt ihr in Zukunft eure Anweisungen von mir.«

Jim wechselte einen verstohlenen Blick mit Pickles, dann kratzte er sich die Wange. »Ich wollt ja gar nichts dagegen sagen, Will. Wir haben uns halt nur gefragt, wie du die anderen beiden – deine Schwestern – auf der Ranch halten willst.«

»Auch die bekommen ihre Anweisungen von mir.« Sie riss ihre Jacke vom Haken. »Wenn ihr aufgeessen habt, dann sattelt eure Pferde.«

»Dämliches Weibervolk«, knurrte Pickles, sowie sich die Tür hinter Willa geschlossen hatte. »Alles herrschsüchtige Hexen, ohne Ausnahme.«

»Du verstehst eben nichts von Frauen.« Jim langte nach seiner dicken Jacke. »Und die hier ist jetzt der Boss.«

»Fragt sich nur, wie lange.«

»Im Moment hat sie das Sagen.« Jim schlüpfte in die Jacke und streifte seine Handschuhe über. »Und wir leben nun einmal heute.«

KAPITEL 4

Für eine Audienz bei ihrer Mutter – Tess pflegte Besuche bei Louella stets als ›Audienzen‹ zu bezeichnen – wappnete sie sich für gewöhnlich mit einer Dosis extrastarker Tabletten. Sie

